

TEXTE

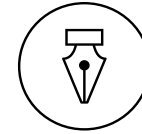
Preis für junge Literatur

**KÖNNEN
WIR
NOCH?**



Texte. Niederösterreich

19



TEXTE

Preis für junge Literatur

**KÖNNEN
WIR
NOCH?**

**TEXTE. NIEDERÖSTERREICH
2019**

Inhaltsverzeichnis →

<i>Nachts am Riesenrad</i>	MAGDALENA AHRER	9
<i>versäumen; oder auch – was hätte sein können</i>	MAGDALENA AIGNER	11
<i>Wie stellst du dir deine Zukunft vor?</i>	MEGAN ANDERSEN	13
<i>unentdecktes land hinter glas</i>	HANNAH BARTH	15
<i>„Können wir noch?“</i>	MANUELA BLASNIG	18
<i>Requiem</i>	LISA-MARIE BÖGNER	19
<i>Queerverweis</i>	ERNAD BRADARIC	20
<i>Können wir den Menschen auch heute noch so etwas zutrauen?</i>		
	ANGELIKA BUSCHKA	22
<i>Verschlossene Augen</i>	DANA DORNER	24
<i>Liebes Tagebuch.</i>	PAULA DORTEN	26
<i>Schatten</i>	VITA DUIT	28
<i>we all eat lies when we feel empty</i>	THERESA ELSNER	30
<i>Können wir noch?</i>	RONJA FARTACEK	33
<i>Können wir den Klimawandel noch abwenden?</i>	THERESA GALAVICS	35
<i>In einer Welt ...</i>	FELICIA GARRIGOSA	37
<i>Kannst du noch?</i>	SOPHIA HARSCH	39
<i>Gönnen</i>	ALEXANDRA HYSEK	41
<i>Der Blick zu den Sternen</i>	LARA KARNER	43
<i>Schäfchen</i>	HELENE KRATKY	45
<i>Der Schierlingsbecher</i>	OTTO MARKS	47
<i>Trotzdem tat es weh</i>	LARA MERKINGER	49
<i>Ein Unwetter</i>	HANNAH OPPOLZER	50
<i>Mama, vergiss mein nicht!</i>	MEHMET ÖZDEMIR	53
<i>Zweinsamkeit</i>	MAXIMILIAN PILS	55
<i>Können wir noch einmal?</i>	LEONIE PREGESBAUER	57
<i>Morgen</i>	HELENE RAUCH	58
<i>Das Wesentliche</i>	VIKTORIA RAUSCHER	60
<i>Loslassen</i>	VANESSA RIBUL	61
<i>Wenn der Wecker klingelt</i>	LUNA ROCHOW	63
<i>Wintertag</i>	JULIA ROSCHINSKY	65
<i>Höher, schneller, weiter</i>	LEONA SANDLER	67
<i>Immer da und nicht</i>	BERNADETTE SARMAN	69
<i>Das Mädchen am Ende der Welt</i>	ELENA SARTO	71
<i>Ausgebrannt</i>	SARA SCHMIEDL	73
<i>Freitag</i>	KATHARINA SCHÖGGL	75
<i>Eudaimonie</i>	NAOMI SEROV	77
<i>Sooft ich auf der Toilette sitze, denk ich mir</i>	OLIVER SIMANDL	79
<i>V: Warum?</i>	MARLIES STOKLASSA	81
<i>Ruhe vor dem Sturm</i>	KATHARINA TEUMANN	83
<i>Die Masken, die wir tragen</i>	CARINA TRAIANT	85
<i>Warum sie?</i>	STEPHANIE WIMMER	87
<i>Familienkodex</i>	ANIKA WINKLER	89

IMPRESSUM

Können wir noch? Texte Niederösterreich 2019

Herausgegeben von Anna Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at

© 2019 Verein Literarische Bühnen Wien.

Grußwort

Als Präsident des Vereins „Literarische Bühnen Wien“ möchte ich Sie herzlich begrüßen. Der von dieser Trägerorganisation ausgelobte Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte anregen und keinen jungen Menschen im Regen stehen lassen, der sich für Literatur und Sprache interessiert. Er möchte erkunden und neue Kundschaft für die Sprache begeistern. Er möchte einladen und einen großen Bauchladen anbieten, allen, die aus den wunderbaren Angeboten der Literatur und der Sprache freien Herzens und nach Lust und Laune wählen möchten.

Der Gründer und Intendant des Preises, Christoph Braendle, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens hinter der Idee, besonders jungen Menschen einen Bereich zu eröffnen, der für sie sehr wichtig ist. Den Bereich der Kreativität über und durch Sprache, unsere ureigenste Ausdrucksform. Wenn wir als Kinder die ersten Worte finden und sie zu sprechen lernen, dann haben wir den ersten Schritt bereits getan. Den ersten Schritt in eine neue Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Von da an bedarf es aber der kontinuierlichen Förderung dieser Gabe, die jedes Menschenkind da so ohne Weiteres bekommen hat. An uns erwachsenen Menschen liegt es ab diesem Zeitpunkt, Kindern den Umgang mit Sprache und damit mit den Gedanken an sich zu ermöglichen. Und im besten Falle entsteht dann etwas, was für uns doch das Wichtigste ist – die Möglichkeit, alles, was gedacht sein kann, auch zu denken und anderen mitteilen zu können. Also Kommunikation.

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jungen Menschen eine professionelle Begleitung auf diesem Weg anzubieten. Jugendliche haben unendlich viel Fantasie und sollten nach ihrer Kindheit Anregung erfahren, die Pfade in die eigene Gedankenwelt weiter auszutreten, keine Scheu zu haben, diese innere Welt auch anderen mitzuteilen. Denn so entsteht Literatur. Seien Sie eingeladen zu erkunden, zu erfahren. Seien Sie angeregt.

CORNELIUS OBONYA

PRÄSIDENT VEREIN LITERARISCHE BÜHNEN WIEN

Liebe Autorin, lieber Autor.

Diese Broschüre ist dir gewidmet. Sie enthält deinen Betrag zum Kreativschreibwettbewerb **Texte. Preis für junge Literatur 2019**, der auch dank dir ein wunderschöner Erfolg wurde mit vielen guten Arbeiten, die beweisen, dass entgegen aller Klischees die Fähigkeit, zu schreiben, nicht nur nicht am Aussterben ist, sondern vielleicht sogar einer neuen Blüte entgegenieht.

Absolut beglückend ist es, Jahr für Jahr Begabungen und Talente zu entdecken, zu fördern und sie über eine schöne Weile hinweg begleiten zu dürfen. Vom **Verein Literarische Bühnen Wien** produziert und veranstaltet, hat der vom mir geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren auch heuer wieder gezeigt, wie notwendig und wie beliebt dieses Forum ist und wieso es im Laufe kurzer Zeit internationalen Status erreichen konnte.

Die Arbeit an der deutschen Sprache in ihrer schriftlichen Form ist eine unbestrittene Voraussetzung für eine aufgeklärte, demokratische Gesellschaft. Sprachmächtigkeit zu pflegen und den jungen Leuten eine Plattform zu bieten, auf der sie sich austauschen und weiterentwickeln und ihre zum Teil erstaunlichen Fähigkeiten präsentieren können, macht **Texte. Preis für junge Literatur** zu einem unverzichtbaren Projekt.

So ist es uns denn auch eine besondere Freude, dass der Wettbewerb gerade in Niederösterreich grossen Anklang findet: 42 Arbeiten junger Leute erreichten uns dieses Jahr, fünf niederösterreichische Schülerinnen erreichten das Finale, wo am 28. November 2019 in Kooperation mit dem Burgtheater die Siegerin oder der Sieger ermittelt wird und Burgtheaterstars die Finaltexte präsentieren werden.

Von niederösterreichischer Seite her erfahren und erfahren wir grossartige Unterstützung. Besonderer Dank gebührt dem Land Niederösterreich. Dank gebührt vor allem auch dem Landestheater St. Pölten, wo wir inzwischen schon traditionellerweise mit Ensemblemitgliedern eine Lesung durchführen können, und der Autorin Zoë Jenny, die unseren niederösterreichischen Workshop leitete.

Der grösste Dank gebührt allerdings dir, liebe Autorin, lieber Autor. Es bedarf eines gewissen Muts, seine Gedanken ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen und sich damit auch der Kritik auszusetzen. Mit dieser Broschüre möchten wir dich ermutigen, deine kreativen Fähigkeiten weiter zu entwickeln und die Freude am Schreiben lustvoll zu pflegen.

CHRISTOPH BRAENDLE

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

Nachts am Riesenrad

MAGDALENA AHRER

Für die meisten Menschen bin ich nur der Mann vom Riesenrad. Der stinknormale Typ an der Kasse.

Aber ich bin keineswegs so, wie alle denken. Und ich mache diesen Job nicht deshalb, weil ich nichts anderes finde. Ich war Altenpfleger. Dann bin ich in so eine Sache reingezogen worden, die mich nicht nur meine Arbeit gekostet hat, sondern auch sonst alles. Ich war eine Weile im Gefängnis. Ich weiß, was du jetzt denkst. Deshalb sage ich das normalerweise nicht gern. Aber heute ist kein normaler Tag.

Heute vor einem Monat ist mein Großvater gestorben. Und er war bis zuletzt der einzige Mensch, der an mich geglaubt hat. „Junge, aus dir wird mal was“, hat er gesagt. Ich wünschte, er hätte noch erleben können, wie seine Hoffnungen wahr werden. Ich vermisse ihn. So sehr, dass es mir fast die Tränen in die Augen treibt. So sehr, dass ich am Ende meiner Schicht selbst noch eine Runde mit dem Riesenrad fahre. So sitze ich einen Moment später in der Gondel, wie es einst mein Großvater und ich taten, als ich noch klein war und auch, als ich nicht mehr ganz so klein war.

Wir haben immer freitags die letzte Fahrt genommen, wenn es schon dunkel wurde. „Nachts am Riesenrad, da lösen sich alle deine Probleme von selbst“, hat er gesagt. Dieser Satz läuft in meinem Kopf auf Dauerschleife, seit er tot ist. Auch jetzt höre ich ihn immer wieder in mir, während ich höher steige und sich die Lichter Wiens unter mir ausbreiten. Lichter von Häusern, in denen Menschen wohnen, die mir einst die liebsten waren und die nur noch ein paar Fremde sind. Da kommen mir tatsächlich die Tränen. Die Skyline verschwimmt vor meinen Augen und da ist nur noch dieser traurige, tränenverhangene Schleier, der mich schon länger begleitet, als mir lieb ist. Ich habe viel

geweint im Gefängnis und noch viel mehr nachgedacht. Über das Leben. Über die Drogen. Über Jana und wie sehr ich sie liebte.

Mittlerweile ist meine Gondel oben angekommen und Wien breitet sich unter mir aus, die Stadt wird kleiner und für einen Moment der Schwerelosigkeit fällt alles von mir ab. Für einen Augenblick steht die Welt still, über mir der Himmel und unter mir die Stadt. Ich frage mich, ob ich ihm jetzt näher bin. Ob er mich gerade von da oben aus anlächelt. Vielleicht sollte ich seine Nähe spüren. Aber ich fühle nichts. Gähnende Leere. Und das macht mich so traurig, dass es mich von innen auffrisst. Mein einziger Gedanke, als wir den höchsten Punkt des Riesenrads erreichen, ist: Wie viel können wir uns noch wünschen, wenn alles verloren ist, wenn niemand mehr an uns glaubt?

Das ist es auch, was mich traurig macht. Dass ich keine zweiten Chance kriege. Nicht mal vom Leben selbst. Ich wünschte, Opa würde mich jetzt in eine Umarmung ziehen. Er war für mich da. Jetzt gibt es ihn nicht mehr. Jetzt bin ich nur der Ex-Knacki, dessen Probleme nicht weniger werden, wenn er nachts mit dem Riesenrad fährt. Der sein Leben nie auf die Reihe kriegen wird.

Denn das ist es doch, was du denkst, nicht wahr?

versäumen; oder auch – was hätte sein können

MAGDALENA AIGNER

Weit weg. Weit, weit entfernt. Nicht da, wo die anderen sind.
Nicht da, wo du erwartet wirst zu sein. Einfach woanders.
Narzissen wachsen von den Dächern, doch du siehst es nicht.
In deiner Welt bist du gerade ein Dieb, charismatisch, waghalsig.
Rosenblätter fallen vom Himmel und das Gras verfärbt sich bläulich.
Du schlägst dein Buch zu und bleibst liegen.

Violette Limetten in Sektgläsern.
Du braust derweil einen Zaubertrank.
Sie schießen diamantene Bilder mit Sofortbildkameras
aus gefrorenem Eis.
Du wachst auf und merkst, der Zauber ist vorbei.

Was bleibt denn; Reagenzgläser, die Haut eines Drachen.
Flügel, die nie von oben sahen und vor Erschöpfung nichts
als schlafen wollen.
Das ist es doch, was alle möchten.
In einem Bett aus verlorenen Träumen.
Mit langsamen Schritten und mit Kiemen voll von Edelsteinen
merken wir; Die Zeit läuft uns davon.
Was gestern noch ein Spaziergang war, am Neptun,
ganz gedankenlos, wird morgen meine Welt sein,
meine Atemwege voller Glassplitter, die mir die Kehle ruinieren.
Denn was der neon-gelbe Himmel sagt, wird nur verleumdet.
„Das sind doch nur Geschichten“, sprach sie in Gedichten.
Und sie glaubten ihr.
Dann werden sie alle laufen, denn irgendwann steht allen
das Wasser bis zum Halse und Lava tropft von den Wänden.

Sie halten Messer in den Händen.
Und wer einem morgen voll von umgedrehten Regenschirmen
entgegenblickt, dem ist nicht mehr zu helfen.
Weil das Leben von da an nur noch ein Knistern kalter Flammen ist,
dessen Brennen niemand stoppen, und dessen Erlöschen niemand
verhindern kann.
Nennt mich verrückt, denn vielleicht bin ich es.
Aber wenn die Wolken steigen und weiter und immer weiter steigen,
bis sie irgendwann herunterstürzen, bis sich die Hochhäuser dann
irgendwann spiegeln und im Erdboden erstrecken, dann lacht nur
mehr. Dann lacht, denn es gibt nichts Anderes mehr zu tun.
Vergesst das kunterbunt besprühte Schaukelpferd, und vergesst
all die Kinderwünsche, und vergesst, dass sie einst liebten.
Vergesst, dass es diese eine komische, verdrehte Welt gab,
wo sie sich nie bekriegten.
Vergesst den Horizont, das Gefühl der weiten See,
den Blick aufs Nachterhellte.
Morgen wird zu gestern, wird zu heute, wird zu Ewigkeit,
die man nur durch das Fenster eines Schlosses erträgt,
für welches dies ewig ein Gemälde bleibt.
Für die man letztens nur den tapfersten aller Ritter vorschickt.
Und er weint.
Denn er soll kämpfen.
Für den Jungen, den er nicht vergessen will.

Wie stellst du dir deine Zukunft vor?

MEGAN ANDERSEN

Wenn ich mich in meinem Freundes- und Bekanntenkreis so umhöre,
bekomme ich auf diese Frage von fast allen Jugendlichen und jungen
Erwachsenen dieselbe Antwort.

„Wenn ich einmal älter bin, dann werde ich ein Haus haben, einen si-
cheren Job in dem ich reichlich verdiene, einen Ehepartner, ein Haus-
tier, viele gute Freunde und natürlich ein bis zwei Kinder.“

Diese endlos fortsetzbare Aufzählung erinnert mehr an eine To-Do-
Liste die man Punkt für Punkt mit den Jahren abhackt statt an eine Zu-
kunftsplanung. Die Jugend von heute will nicht mehr rebellieren. Sie
wünschen sich für die Zukunft kein abenteuerreiches Leben mit vielen
Risiken und Nebenwirkungen. Sie erträumen sich ein perfektes Leben
mit einem perfekten Job und einer perfekten Familie.

Jene die sich dagegen entscheiden oder entschieden haben, werden
oft nur belächelt. Die eigenen Wünsche werden einer pubertären Pha-
se zugeschrieben. Man bekommt Sätze wie „Das wird sich ändern, so-
bald du deine Traumfrau/-mann gefunden hast. Das wächst sich schon
noch aus.“ oder der Klassiker „Willst du denn nicht glücklich werden?“
zu hören.

In den Köpfen der meisten ist nur eine vollständig abgehackte To-Do-
Liste der Schlüssel zum Glück. Nur mit Kindern, Haus und Ehe lässt es
sich glücklich leben.

Für einen Großteil der Jugendlichen und Erwachsenen der drit-
ten Welt gibt es nur diesen einen Weg. Doch glücklich macht dieser
Wunschtraum nun wirklich nicht. Nach den vielen Jahren treten die
Schattenseiten am Partner auf, die Kreditraten für das schöne Haus
fressen einen enormen Teil des Gehaltes, welches man sich in einem

langweiligen aber sicheren 40-Stunden-Job erarbeiten muss, um dann festzustellen, dass jeder ersetzbar ist. Die restlichen Einnahmen werden förmlich verschlungen, für Lebensmitteln deren Erzeugung die Abholzung der Regenwälder fördern, dem neuen Auto das die Umwelt zerstört und den Kindern deren Energie wohl nie versiegt.

Doch keiner fragt sich mehr: „Bin ich überhaupt glücklich? Macht mir meine Arbeit Spaß? Liebe ich meine Kinder? Fühle ich mich in dieser Ehe wohl?“ Alle Welt strebt nach diesem Ideal, diesem glücklichen mittelständischen Menschen, der nur in unseren Köpfen existiert. Anstatt seine eigenen Wege zu gehen stürzen wir uns auf die Arbeit, um diesem Ziel näher zu kommen. Stecken jahrelang Wut, Angst und Enttäuschungen weg, nur um dann einmal endlich dieses perfekte Leben zu leben. Keiner nimmt sich mehr die Zeit darüber nachzudenken: „Was möchte ICH? Wie stelle ICH mir mein Leben vor? Wo möchte ICH später einmal arbeiten? Möchte ICH Kinder haben? Will ICH wirklich heiraten? Ist das das Richtige für mICH? Bin ich glücklICH?“

HoffentlICH!

unentdecktes land hinter glas

HANNAH BARTH

ist es nicht interessant, menschen zu beobachten?

fußgänger in den straßen, in den fußgängerzonen,
wie fremde, keine individuen, nicht einmal menschlich,
requisiten im setting meines lebens,
eine masse hastender statisten,
wie ameisen darauf fixiert, einen zweck zu erfüllen,
der für außenstehende nicht zu verstehen ist.

autofahrer in den straßen,
aufgefädelt, aufgereiht, in endlosen schlangen,
eingeklemmt in ihren gefährten,
alleine, einsam, im sonst leeren auto,
den blick starr auf die straße gerichtet, leer, müde,
erpicht, möglichst schnell das ziel zu erreichen.

die menschen an ihrem arbeitsplatz,
im familiären umfeld,
in ihrer freizeit.

jeder und jede mit einer eigenen geschichte,
einem eigenen leben,
eigenen werten und vorstellungen,
wünschen und träumen,
von denen man als beobachter immer nur
einen winzigen einblick bekommt.

ständig ziehen menschen an mir vorbei,
geborgen und umgeben von einer schützenden kuppel,
einer käseglocke namens alltag,
gebaut aus selbstzentrierter ignoranz.

der mensch als gewohnheitstier,
immer denselben bahnen folgend,
sich an die richtlinien haltend,
funktional und fehlerlos - so lebt man richtig,
glauben wir.

wie fische hinter den wänden ihres aquariums,
ziehen wir hin und her, her und hin,
immer vor und zurück, immer im kreis,
im glauben wir wären frei,

gefangene unserer eigenen gedanken,
eingegliedert in ein system, welches uns langsam erstickt,
immer auf der suche nach dem sinn,
danach strebend, sich zu beweisen,
besser zu sein als der rest,
nicht merkend, dass da mehr ist.

doch da ist mehr.
unentdecktes land hinter glas.
eine welt abseits des ewig gleichen alltagtrotts,
dem einfachen dahinvegetieren,
dem passiven existieren.

eine welt hinter dem glas,
voller wunder, wo träume wahr werden,
und nicht enttäuschen.
wo abenteuer warten,
wo das leben einen sinn bekommt.
sie liegt vor unseren augen.

wir müssen uns nur loslösen,
uns trauen aufzubrechen,
in diese neue welt,
einen unweigerlichen schlusspunkt setzen,
uns aufraffen,
unserem schicksal eine wendung verleihen,
eine neue richtung einschlagen,
am verworrenen, verschlungenen weg,
unseres lebens.

und glücklich werden.

aber können wir das noch?

„Können wir noch?“

MANUELA BLASNIG

„Können wir noch?“, ist eine Frage, die mittlerweile schon so einige Zeit in meinem Kopf herumspukt. Können wir diesen großen Berg aus Steinen, den wir uns selbst gebaut haben überhaupt noch erklimmen? Denn wir selbst sind es, die sich die Steine in den Weg legen, bis wir eines Tages vor einem gigantischen Berg stehen. Wir bekommen die Steine nicht in den Weg gelegt, so hätten wir es nur gerne. Wir Menschen versuchen ja immer, jemand anderen einer Tat zu beschuldigen, die wir selbst ausgeführt haben, nur um dem Ärger zu entgehen oder die Konsequenzen nicht tragen zu müssen.

Es fängt schon im Kleinkindalter an. Streiten sich zwei Geschwister, so wird immer die jeweils andere Partei beschuldigt, auch wenn der Fehler selbst begangen wurde. So kommt es unter anderem auch dazu, dass die ein- oder andere Lüge auch schon einmal geglaubt wird, wenn die Eltern den Streit zu schlichten versuchen.

Wir alle sind wie dieses äußerst junge Geschwisterpaar. Wir zanken uns um Dinge und verbreiten Gerüchte und Unwahrheiten, meist sogar ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Vielleicht sollten wir aufhören, uns um Kleinigkeiten zu zanken und einfach ein riesiges Team bilden. Gemeinsam könnten wir den gigantischen Berg aus einzelnen Steinen abtragen und auf die andere Seite gelangen. Wenn wir doch nur einmal alle gemeinsam an einem Strang ziehen würden ...

Requiem

LISA-MARIE BÖGNER

Hab keine Panik gleich ist's vorbei, gleich ist's vorbei! Du kannst nicht mehr? Nie wieder wirst du können müssen, wenn dein Lichtlein erst verschmäh't; dein Prometheusfunke für ewige Zeiten ausgelöscht ist.

Angst? Wer wird denn da Angst haben? Versuch erst gar nicht zu entflieh'n, es ist gleich was du nun tust, es muss passier'n; dein Licht wirst du nie mehr wieder seh'n.

Es flackert nur noch schwach in deinen Augen, golden glitzert das einst lodernde Lebensfeuer in dir. Ich kann es noch ganz klar in dir erkennen. Gleich löscht' ich's aus, gleich ist's vorbei.

Aber was ist das? Das wird doch wohl nicht Hoffnung sein? Ach, mein Herz, dein Licht ist mein, nichts würde mich jetzt noch aufhalten! Was sollte das sein? Glaub' mir, alles was du liebst wird verderben, muss sterben. Solch' kleine Nichtigkeiten sollten dich nicht kümmern, denn noch nicht einmal die Einsamkeit bleibt.

Das Leben, das ist ein leerer Schein. Fast genauso schnell vorbei, wie der Flügelschlag eines Schmetterlings. Eh' man sich versieht, ist's schon wieder fort. Gleich ist's vorbei! Dann sind alle schönen Töne verklungen, verschwunden, vom Wind verweht; das Licht erlischt. Ich glaub' nun können wir nicht noch länger warten. Was meinst du, mein schöner Diamant?

Ich will jetzt das Lichtlein endlich austun, den Ruß zwischen meinen Fingern spür'n, den Rauch aufsteigen seh'n. Nie soll's dich wieder geben, niemals! Wenn die Flamme nun erstickt, bist du fort und mit dir, alles von dir.

Gleich ist's vorbei.

Queerverweis

ERNAD BRADARIC

Wie fühlt es sich an, eigenen Speichel auf dem Hotelbettkissen riechen zu können? Dieser alte Schlatz, der sich in einer erneuten traumlosen Nacht ansammelte. Wie ist das also, den Kopf aus solch einem Stück zu heben, und gleichzeitig zu wissen: Jetzt muss es weiter gehen.

Aber wie?

Im Tanzschritt sicherlich nicht, wenn die prallen Sonnenstrahlen auf das eigene Gesicht klatschen, man gar nicht weiß, wann genau eingeschlafen.

Vielleicht kann unter diesen Umständen noch einiges erhalten bleiben.

Darauf will es aber im Rückschluss keiner ankommen lassen.

Mensch irrt einfach, von einer Gasse zur nächsten. Das wird so gemacht, wenn niemand weiter weiß. Oder wenn Mensch nachtaktiv ist und nichts mit dem Mittag, Nachmittag anfangen kann. Das wird dann möglicherweise holprig.

Wie damals, als ich 43 Stunden am Stück wach war. Zugegeben, kurz bin ich eingenickt, in der Schule. Da bin ich zum nächsten Supermarkt geschlendert, hatte ja schließlich in der Pause Hunger. Wie fremdgesteuert über den Haufen eingekauft. Drei Äpfel in einer Plastiktüte, rot, aber nicht etwa die mittelgroßen knackigen, vielmehr die großen, aus denen bestenfalls Apfelmus gemacht wird. Punschkrapfen, diese pinken Biester. Alle in einem Rutsch verschlungen, die Äpfel aber liegengelassen, am nächsten Tag verteilt.

Beim Verschlingen, da schaute ich Videos, an eines kann ich mich noch etwas erinnern: Da kommentiert jemand die Politik, ziemlich zynisch sogar. Wurde sofort von der Moderation entschuldigt. Vielleicht etwas fragwürdig.

Der Tag verstrich. Ich weiß noch, ich hatte Hornunterricht danach; Hornstunde. Allerdings nur 45 Minuten. Danach: Schnell nach Hause, sich einsperren, abriegeln. Gewiss, es ging nicht mehr, und ich fiel in einen gefühllosen Schlaf, allerdings erst, als die ersten Vögel wieder zu zwitschern begannen.

Der nächste Tag. Äpfelverteilung. Erwartung gestern: Vielleicht will ja Peter einen, wird sogar dankbar sein. Essen und blondgelockte Menschen, das hat Potential. Daran erinnere ich mich nämlich auch: Mittagessen mit Peter, das war jedoch viel später. Fusion-Küche. Wir zwei, haben das Restaurant schon gekannt, und doch wirkte alles wie unentdeckt. Reis und Zitronenlimonade aus der Glasflasche. Karges Gespräch. Auch über das geplante Stadion, irgendwo eine Übereinkunft an Interessen finden. Bedingt funktioniert.

Ein Wirrwarr über mehrere Monate. Die Fotoreihe mit Peter als Motiv, mein Sweatshirt tragend, Regenschirm haltend, hinter der Tür hervorschauend. Ein einladendes, genauso ausladendes Bild. Folgende Vorstellung: Frech die Zunge ausgestreckt, den Kapuzenpulli über die Locken gezogen, eine Pilotenbrille, die die blassblauen Augen verdeckt. Hervorlugend aus der massiven Holztür unserer Schule, die kupferne Klinge miteingefangen. Bei diesem Anblick, beim Verarbeiten der Bilder, da wusste ich, es ist nicht die Frage, ob ich noch kann; denn die Aussage an sich ist schon: Ich will. Noch weiter. Noch mehr. Noch inniger.

Können wir den Menschen auch heute noch so etwas zutrauen?

ANGELIKA BUSCHKA

An der Küste einer kleinen Insel, wo das Meer im Winter zu einem Ungetüm aus Eis wird, wurde einst eine Flasche angeschwemmt, die auf den ersten Blick nichts Besonderes zu bieten hatte. Doch wenn man genauer hinsah, bemerkte man den Zettel im Inneren. Die Bewohner der Insel waren es nicht gewohnt, Post zu bekommen. Keiner konnte sich erbarmen, den Verschluss zu öffnen, um den Brief zu lesen. Man muss jedoch dazu sagen, dass kein Bewohner der Insel je diesen Ort verlassen hatte, denn sie hatten ja alles, was sie brauchten in ihrem kleinen Paradies. Dennoch gab es eine einzige Person, die sich einst hierher verirrt, aber ihre Kindheit am Festland verbracht hatte. Keiner dachte je an diese Person, denn sie lebte im großen Leuchtturm.

Der Leuchtturmwärter – er sprach mit keinem und kam meist nicht von seinem Turm herab, außer es gab einen Notfall, um den er sich kümmern musste. An diesem einen Tag war es ihm vorherbestimmt, dass er die unzähligen Stufen seines Leuchtturms herabstieg und in seinen schweren braunen Stiefeln zu der versammelten Menge stapfte. Als der große bärtige Mann mit festem Schritt auf die Leute zuing, verstummte die Menge. Aufgrund der Tatsache, dass er der einzige Mensch auf dieser Insel war, der je das Festland zu Gesicht bekommen hatte, fürchteten sich die Bewohner vor ihm. Es hatte sich nämlich herumgesprochen, dass der Leuchtturmwärter ein kalter Mensch war, der noch nie eine Emotion gefühlt hatte. „Was habt ihr da?“, fragte er die Leute. Er machte einen bestimmten Schritt auf den alten Mann zu, der die Flasche in der Hand hielt. „Gib das her!“, brummte er.

Der Mann erzitterte. „Wir haben nichts gestohlen“, wimmerte er zitterig. Mit einer kräftigen Umdrehung öffnete er den Verschluss der Flasche und holte die Nachricht heraus. Achtlos warf er die leere Flasche

wieder hinter sich. Ein lautes Klirren war zu hören, als sie zerbrach. Sorgsam öffnete der Leuchtturmwärter den Brief und begann zu lesen. Jeder wich einen Schritt zurück, denn mit ihm war nicht zu scherzen.

Doch da überraschte der Leuchtturmwärter die Bewohner der Insel. Am Ufer des Meeres stand er nun und blickte voller Freude auf den kleinen Zettel, der in seinen großen Pranken lag. Er lächelte und man konnte Tränen in seinen Augen sehen. Alle waren ganz verwundert. Was war nur mit dem verbitterten Leuchtturmwärter passiert? Da sah er jäh auf und blickte gen Festland. „Meine Susanne, meine große Liebe! Ich liebe dich so sehr!“, sagte er, und jeder konnte die Sehnsucht in seiner Stimme hören.

Die Menschen kamen wieder näher, und die Angst der Bewohner war wie weggeblasen. Sie wussten nun, man brauchte sich nicht vor dem Leuchtturmwärter zu fürchten. Und all die Jahre hatten sie sich vor ihm gescheut. Nun wussten sie: Obwohl er ein solch verbittertes Äußeres hat, war in ihm ein weicher Kern. Ab sofort würden sie ihn annehmen, wie jeden anderen Inselbewohner, denn ihnen war nun endlich bewusst, dass all die Vorurteile nicht stimmten.

Verschlossene Augen

DANA DORNER

Ich liebte deine Augen. Deine Augen, so strahlend wie die Sonne selbst. Ich liebte deinen Frieden. Deinen Frieden, so unerschütterlich wie die Berge von Karakorum. Eigentlich liebte ich alles an dir. Liebe. Jetzt bist du nicht mehr da. Du wurdest von ihnen mitgenommen, sie sagten, sie würden dich zurückbringen. Das taten sie auch. Aber mit Augen, so trüb, so leer wie die Sonne, die sich hinter Wolken versteckt. Mit langem, zerzaustem Haar, das das Leid, das dir geschehen war, als eigene Geschichte erzählte. Nie wieder kann ich dich lachen sehen, nie wieder kann ich dir sagen, wie wichtig du mir bist.

Diese Chance habe ich schon verpasst, als ich dich das letzte Mal lebend gesehen habe. Seitdem ist alles anders. Wie Roboter marschieren sie Tag für Tag durch die Straßen, stehlen das Letzte, was uns bleibt. Aber wohin sollten wir denn verschwinden? Sie waren es doch, die die Grenzen geschlossen, die unser Geld genommen hatten. Das war es doch, was sie immer wollten! Trotzdem schlossen sich so viele ihnen an, aus purer Angst, was ihnen getan werden könnte. Weißt du noch, als unsere Eltern uns erklärt hatten, wir dürften die eigenen Ängste nie über uns walten lassen? Genau das ist ihnen passiert. Ihre Angst kontrollierte sie. Sie verbrachten Tag und Nacht damit zu zittern, ihre Hoffnungen hatten sie schon längst aufgegeben. Dann, eines Morgens, erzählten sie mir, sie würden sich ihnen anschließen. Sie hielten diese Angst nicht länger aus, ich sollte mit ihnen gehen, dann würde endlich alles besser werden. Doch ich folgte ihnen nicht und es wurde nichts besser.

Es geschah kurz nach Sonnenuntergang. Alle waren, wie an jedem Markttag, am Platz versammelt, jener erschien mir sogar friedlicher als sonst. Bis ein Schuss diesen Frieden in tausend Stücke sprengte. Da

sah ich ihn. Er stand direkt neben dem leblosen Körper meiner Mutter, ihr Gewand durchtränkt von dunkelrotem, dickflüssigem Blut.

Ich verstehe immer noch nicht, was diese Leute mit Vater gemacht haben müssen, damit er Mutter so etwas antun konnte. Ich weiß auch nicht, ob dich diese Worte da oben jemals erreichen werden, aber ich will, dass auch du weißt, dass ich mich nicht länger unterdrücken lassen werde. Früher habe ich mich immer gefragt, wie lange wir das noch durchhalten können. Können wir das noch? Können wir diese Verletzung gegen jedes Recht, das dem Menschen zusteht, einfach auf uns sitzen lassen? Nein. Das, was Mutter geschehen ist, hat mir endlich die Augen geöffnet, mich gezwungen, das zu sehen, was ich nicht sehen wollte.

Diese Qual, diese andauernde Angst haben wir schon lange genug durchgestanden. Ich weiß mit Sicherheit, dass ich nicht die Einzige bin, die so denkt. Es gibt bestimmt noch mehr da draußen, denen die Augen geöffnet wurden oder die so klug waren, sie gar nicht erst zu verschließen. Und genau die werde ich finden. Dieser Brief geht an alle, die mit der Qual des Krieges zu kämpfen haben. Dies ist nur der Beginn. Das Ende der Unterdrückung und der Beginn des Widerstandes.

Liebes Tagebuch.

PAULA DORTEN

Liebes Tagebuch.

Alle Menschen sind gleich an Würde und Rechten geboren, steht es in der Menschenrechtsverfassung. Die haben die Menschen verfasst. Und nun rate, liebes Tagebuch, guess liebes Tagebuch, in der Weltsprache, zu der haben sich die Menschen entschlossen. Denkst du sie haben sich daran gehalten? Oder liegt sie nur gefalten im höchsten Haus, wo sie keiner sieht, denn sie stiehlt den einen die Macht? Denen, die uns erzählen, dass die anderen Schuld an allem sind?

Die Anderen.

Die Schwächlinge.

Den Bedeutungslosen.

Denen geben wir die Schuld.

Wir sehen gewalttätige Mörder, die verzweifelte Familien sehen wir nicht.

Die die bei uns Schutz suchen, die gerne bei uns blieben, die verzweifelt davonlaufen, denn bei ihnen zuhause fliegen die Bomben. Für die bräuchten wir eine Brille. Weil bloß mit unseren geizigen Augen können wir sie nicht sehen. Erst mit einer Brille würden wir anfangen zu verstehen, dass das unsere Geschwister sind die da um Hilfe flehen.

Wir sehen die beschützenden Starken, von den machtgeilen Korrupten sehen wir nichts. Aber von denen droht die größte Gefahr.

Wie lange können wir das noch aushalten?

Es protestieren nur die einen oder anderen, denn die restlichen erklimmen die Spitze der Ungerechtigkeit. Sie spucken hinunter von dort oben auf den Boden, wo die wenigen mit dem Regenbogen toben.

Die dort oben auf dem Gipfel erreichen fast den höchsten Baumwipfel, aber den Himmel erreichen sie nie. Doch die einen oder anderen unten auf dem Boden stehen schon vor dem Regenbogen. Sie blicken hinauf und bewundern die Farben, bestaunen und raunen sich die Botschaft zu. Die eine brüllt zum anderen: „Du! Frieden!“ Aber vieles was sie kriegen ist nur der Dreck, von denen die im Schatten des Gipfelkreuzes liegen.

Frauen dürfen Röcke tragen, Männer nicht. Frauen müssen über Blasen an den Füßen klagen, wenn die Stöckelschuhe an den Fersen nagen. Nur Männer nicht. So sagt es das höchste Gericht.

Nur manchmal kommt die Wahrheit ans Licht wenn ein Mensch die Stimme erhebt und spricht. Wenn endlich einmal jemand riecht, dass hier etwas faul ist. Denn die Welt fängt Schimmel.

Mädchen haut man nicht, Buben schon und unsere eigene Vorschrift ist voller Hohn. Mädchen halten sich die Näschen zu beim Springen von den Klippen, während die Buben noch ringen, denn sie haben Nasen und keine Näschen. Frauen rasieren sich die Beine, Männer nicht. Auf so etwas sind die Menschen ganz erpicht.

Die Menschen haben die Welt ganz neu verfasst. Menschen gehasst. Ihr ein neues Kleid verpasst und der Frieden verblasst.

Alle Menschen sind gleich an Würde und Rechten geboren, steht es in der Menschenrechtsverfassung. Die haben die Menschen verfasst. Und nun rate, liebes Tagebuch, guess, liebes Tagebuch, in der Weltsprache, zu der haben sich die Menschen entschlossen. Denkst du sie halten sich daran?

Du hast drei Versuche, liebes Tagebuch.

Beim ersten rätst du richtig.

Schlaf gut, liebes Tagebuch.

Schatten

VITA DUIT

Es ist ein sonniger Tag. Sonnige Tage sind gefährlich, sie sind so scheinheilig. Ich fühle mich wie in einem Film, als wir so nebeneinander spazieren, mit unseren frühlinghaften Pullovern und sommerlichen Sneakers und eingenommenen Mienen. Ist man wirklich glücklich, wenn man glücklich ist? Oder wird man nur von unschuldigen Hormonen getäuscht, die durch den Körper schwirren?

Ja, wir gehen also, wir spazieren, flanieren, während die Hormone in uns umherschwirren, als sich unsere Schritte plötzlich verlängern. Ich sage nicht, wessen Schritte, es macht keinen Unterschied. Mir ist unklar, was für eine Kraft mich antreibt, weshalb meine kalten Füße sich auf einmal immer schneller bewegen. Meine Ferse trifft auf ihre Ferse, meine Sohle trifft auf ihre Sohle, mein Ballen stößt sich von ihrem Ballen ab.

Wenn ich mein Bein hebe, um kurz darauf meine Gelenke wieder meinem Körpergewicht auszusetzen, hebt auch sie ihr Bein und tritt wieder auf.

Ich finde das anstrengend, aber wer gibt das schon gerne zu. Mein linker kleiner Zeh schmerzt etwas, und ich stütze mich mehr auf mein rechtes Bein. Wir.

Während ich schneller werde, wir immer schneller werden, denke ich nach. Denke nach über sie, die da neben mir läuft. Sie trägt meine Schuhe und meinen grünen Pullover, nur, dass ihrer nicht grün ist. Sie mag mich meistens nicht, nur manchmal, wenn jemand mich mit einem anerkennenden Blick beehrt. Ich würde das niemals zugeben, aber sie hat kein Problem damit.

Manchmal ist sie sogar sehr hilfreich. Sie hält mich davon ab, etwas Unpassendes zu sagen, oder etwas Dummes, oder auch einfach etwas Mutiges.

Sie treibt mich an. Schneller!
Sie will weiter, wenn ich stehen bleiben will.

Jetzt kann ich nicht mehr. Jeden Tag ist alles gleich, ich, sie, du, Gefühle, alles gleich. Durch Wind gehe ich, oder Regen, Schnee, durch Dunkelheit, doch wenn ich durch Sonne gehe, sehe ich sie am besten. Ganz nah bei mir ist sie, gestochen scharf wie eine digitalisierte Fotografie, und sie wird nicht langsamer. Nicht langsamer. Und ich auch nicht.

Obwohl ich nicht mehr kann.

we all eat lies when we feel empty

HERESA ELSNER

Ihre zerschundenen Arme erinnerten sie an den Sonnenaufgang. Blau-lila Flecken auf rotem, pulsierendem Himmel. Es sah beinahe hübsch aus.

Es tut nur weh, weil ich dich liebe, sagtest du.

Wärst du nicht so schwierig, müsste ich das nicht tun.

Erst verlor sie ihre Farben, dann ihren Glanz. Verblasste nach und nach wie euer gemeinsames Polaroid, das du zu lange in der Sonne hattest liegen lassen.

Ihr trankt Tequila aus den Weingläsern ihres Vaters und du meinstest, dir gefallen ihre aufgeschlagenen Knie und die müden, grauen Augen.

Sie verbog sich für dich, bis sie brach.

[Das war die Wirkung, die du auf sie hattest.]

Du warst der Einzige, der es schaffte, das selbstsicherste Mädchen, das ich kannte, in die Knie zu zwingen mit nicht mehr als einem einfachen Lächeln.

Für eine Weile dachte sie, das sei Liebe.

Es dauerte Jahre, bis sie erkannte, dass es nicht so war.

Am letzten Tag eurer Liebe brannte die Sonne vom Himmel und ihr Herz fühlte sich so kalt an, ihre Tränen froren zu Eis.

Stundenlang stand sie in der Kälte, ließ Hunger die Oberhand gewinnen, alles, so lange es sie etwas Anderes fühlen ließ, als deine Abwesenheit.

Ihre eigene Reflektion kam ihr fremd vor. Vergebens suchte sie sich selbst unter all den Abdrücken, die deine Hände auf ihr hinterlassen hatten, und den unzähligen Fragmenten ihres alten, erblassten Ichs.

Das war ihr Körper.

Aber er gehörte dir.

Ihre Haare.

Aber sie gehörten dir.

Ihre Lippen.

Aber sie gehörten dir.

Die Details spielten nicht länger eine Rolle. Ihre Gedanken waren unscharf.

Alles erinnerte sie an dich und alles brach ihr Herz aufs Neue.

Manchmal, wenn sie nachts nicht schlafen kann, stellt sie sich vor es ist dein Körper hinter dem ihren, immer noch in die Kerbe ihrer Wirbelsäule geschmiegt. Dein Atem, gleichmäßig wie das Ticken einer Uhr, und wie er sie Zeit und Raum vergessen lässt.

Du hast sie fallen lassen und es hat sich angefühlt wie fliegen.

Seit du weg bist, lechzt sie nach Veränderung; wechselt Farben wie Herbstbäume, ist unentschlossen wie Aprilwetter.

Nähe macht ihr Angst, Liebe raubt ihr den Schlaf.

Der Gedanke daran einen Teil von sich selbst aufs Neue zu verlieren dreht ihr den Magen um. Für eine Weile hat sie sich zurückgezogen um zu heilen und sich neu zu erfinden, jetzt kommt ihr ein Schritt nach vorne beinahe unmöglich vor. Sie weiß nicht, ob sie je wieder die Berührungen einer anderen Person ertragen werden kann; Ob sie je wieder lieben werden kann.

Sie fühlt sich sicherer, wenn sie alleine ist.

Wir haben den Sonnenaufgang gemeinsam beobachtet, sie und ich.

Sie dachte an dich.

Und ich, ich dachte an sie.

Können wir noch?

RONJA FARTACEK

Darf ich vorstellen? Ich bin Hubert, ein Baum, leider direkt an der Autobahn gepflanzt.

Eines muss ich ganz ehrlich sagen: Dafür, dass ich den lebensnotwendigen Sauerstoff für die Menschheit produziere, behandelt diese meine Artgenossen und mich ziemlich dreckig.

Früher, vor so ungefähr 150 Jahren lebte ich noch in einem idyllischen kleinen Wäldchen. Rund um mich waren viele meiner Artgenossen gepflanzt, wir pflegten einen freundlichen Umgang miteinander und hatten dementsprechend eine großartige, enge Gemeinschaft.

ABER DANN kamen ein paar echt doofe Bauarbeiter. Abgesehen davon, dass sie viele meiner kleinen Freunde (Brombeeren oder ganz kleine Blumen) kalt zertrampelten, zerstörten sie zudem meine Familie. Viele Bäume wurden einfach gefällt, ganz kalt rein mit der Kettensäge. Auf den gewonnenen Raum bauten sie eine der schlimmsten Erfindungen, die mir jemals untergekommen waren. Die Autobahn. Eine Zumutung für die Umwelt, somit auch für die Menschheit.

Um wieder zurück in die Gegenwart zu kommen: Die Autobahn gibt es nun schon seit einigen Jahrzehnten. Immer wieder jammern die Menschen über den ach-so-hohen CO₂-Ausstoß, der unsere Umwelt so sehr belastet.

Sie jammert, aber sie unternimmt nichts dagegen. Nein, es wird alles nur schlimmer.

Statt 130 km/h darf man jetzt 140 fahren. Andauernd ist von Elektroautos die Rede, de facto werden laufend neue Benzin- oder Dieselaautos produziert.

Aber der CO₂-Ausstoß ist noch lange nicht alles. Mülltrennung ist beispielsweise auch ein großes Thema. Alle jammern über die große Menge an Plastikmüll, trotzdem verpacken die großen Firmen alles in Plastik. Und die Menschen konsumieren diese Produkte auch noch.

Vom Jammern wird der CO₂-Ausstoß nicht weniger werden, man muss schon praktisch etwas dagegen unternehmen. So einfach das jetzt klingen mag, noch immer sehen das viel zu wenige Menschen ein.

Abschließend werde ich euch noch die Antwort auf die Frage im Titel dieser kleinen, aber wahren Geschichte liefern. „Ja, wir können noch. Aber nicht mehr lange, die Sanduhr läuft. Jammern bringt uns nicht weiter, wir müssen handeln!“

Können wir den Klimawandel noch abwenden?

THERESA GALAVICS

Können wir den Klimawandel noch abwenden?
Liegt es noch in unseren Händen?

Die Arktis und der Amazonas brennen.
Warum können wir nicht endlich unsere Fehler bekennen?

Dieser Sommer war einmal wieder der heißeste seit Jahren.
Warum leugnen noch immer so viele die Klimakrise
und ihre Gefahren?

In 2050 gibt es weniger Meereslebewesen in den Ozeanen als Plastik,
warum verstehen so viele nicht die Drastik?

Die UN sagt, täglich sterben bis zu 130 Tier- und Pflanzenarten aus.
Wann wird es keine Tiere mehr geben - nicht mal mehr eine Maus?

Im Winter gibt es fast keinen Schnee,
ich frag' mich, ob ich noch mal einen Schneemann seh'.

Steigt der Meeresspiegel weiter, wird es Länder wie die Malediven
bald nicht mehr geben,
wo sollen dann all die Menschen leben?

Seit über einem Jahr geht die Jugend jeden Freitag für Fakten
auf die Straßen.

Trotzdem denken die Erwachsenen noch immer, wir würden spaßen!

Weil ihr nicht einmal der Wissenschaft Glauben schenkt,
merkt ihr nicht, dass ihr mit eurer Politik des Wegschauens in die
falsche Richtung lenkt!

Greta sprach zu den Regierungschefs der Welt unter Tränen
und wutentbrannt,
denn unsere Stimmen werden noch immer nicht anerkannt.

Wie könnt ihr uns noch in die Augen schauen,
wenn doch ihr es seid, die uns die Zukunft verbauen.

Wie könnt ihr es nur wagen, uns unserer Zukunft zu berauben,
ohne eure CO₂-Emissionen zurückzuschrauben?

Die Uhr tickt, es ist fast der ganze Sand schon durchgelaufen.
Wann seht ihr endlich ein, eine lebenswerte Zukunft könnt ihr
euch nicht kaufen!

In einer Welt ...

FELICIA GARRIGOSA

Wir leben in einer Welt voll Technologie.
Jeder Zweite meint: „Ich bin so ein Genie!“
Und rückt mit etwas Neuem für ein leichteres Leben heraus.
Doch frage ich mich: Wie lange hält unsere Erde das noch aus?
Im Geschichtsunterricht sollen wir aus den Fehlern
vergangener Zeiten lernen,
doch unsere Zukunft liegt komplett in den Sternen.
Völlig ungewiss
Und ich bin ehrlich: Ich hab Schiss!
Denn all die Großen auf der Welt
spielen den Held, doch in Wirklichkeit geht es ihnen nur um Geld.

Und so kriegt niemand seinen Arsch hoch.
Wie lange können wir das noch?
Unsere Luft ist verdreckt.
Die Angst in den Menschen noch zu wenig geweckt,
hinter erfundener Blindheit versteckt.
Trotz all den Organisationen,
gibt es so viele unaufgesuchte Stationen,
in denen noch zu viel zu tun ist.
Und die, die es am dringendsten sollten, erkennen keine Frist.

Sie glauben, wir haben ewig Zeit,
doch es ist wirklich so weit,
dass wir etwas tun müssen!
Oder können wir einfach so weitermachen?
Uns einfach alles nehmen und dabei lachen?
Können wir wirklich noch hoffen, dass von selbst alles gut wird,
wenn man eifrig studiert,

halt bisschen weniger kopiert,
immer alles farbig markiert,
sich die Nägel lackiert,
sich im Sessel zurücklehnt und sicher ist,
dass nichts Schlimmes passiert.
Ich glaube nicht.

Aber ich kann mich auch nur an die Hoffnung klammern,
denn ich will einfach, dass meine Kinder noch
Eisbären bewundern können,
dass ich sie im Schnee herumtoben seh' und mit ihnen rodeln geh'.
Ich will, dass alles gut wird.
Aber geht das?
In einer Welt, in der jeder nur auf sich achtet
und durch die Reflexion im Spiegel nichts anderes betrachtet.
Wenn niemand den Spiegel zerschlägt
und sich zur Welt umdreht.
Wenn das keiner tut,
kann ich da noch hoffen?

Kannst Du noch?

SOPHIA HARSCH

Kannst du noch? Noch kann ich. Was ist, wenn ich nicht mehr kann?
Kann ich wirklich nicht mehr oder will ich nicht mehr? Wenn ich nur
nicht will, kann ich dann? Und, nur weil ich kann, will ich auch?

Kannst du noch? Welches Können? Kann ich noch, im Sinne von will
ich noch? Kann ich noch, im Sinne von schaff' ich es noch? Oder kann
ich noch, im Sinne von weiß ich noch, wie es geht? Kann ich, ohne zu
wissen? Ohne zu wollen? Was, wenn ich will, aber nicht mehr kann?
Und, wenn ich kann, aber nicht will, muss ich dann können? Bin ich
zum Können verpflichtet? Ist können freiwillig?

Kannst du noch? Wenn ich noch kann, aber du nicht, können wir dann
gemeinsam noch können oder können wir gemeinsam nicht mehr?
Können wir halb? Kann man halb können? Kann man teilweise noch
können? Kann ich für dich können? Können wir zusammen schneller?
Alleine langsamer?

Kannst du noch? Wie lange? Wie viel? Für wen? Warum? Muss ich
noch können? Kann ich nicht einfach nicht mehr können? Ist es falsch,
nicht mehr zu können? Ist können immer gut? Wenn ich können müsst-
e, könnte ich dann noch weiter können? Oder kann man irgendwann
einfach nicht mehr können?

Kannst du noch? Woher soll ich wissen, dass ich nicht mehr kann?
Kann ich ausprobieren, ob ich noch kann? Hat man irgendwann zu
viel gekonnt? Zu wenig? Kann man können messen? Aufzeichnen?
Vergleichen? Kann man können lernen? Verlernen? Verbrauchen?
Was wenn ich nicht mehr kann, weil ich mein ganzes Können ver-
braucht habe? Oder nicht mehr kann, weil ich schon zu lange nicht
mehr gekonnt habe?

Kannst du noch? Nicht mehr lange. Ich will mein Können festhalten!
Aufheben! Aber langsam wird mein Können knapp, läuft davon. Ge-
sellst sich zu den anderen. Ich will noch nicht nicht mehr können.

Kannst du noch?

Kannst du noch?

Kannst

Du

Noch

?

Gönnen

ALEXANDRA HYSEK

gön·nen

schwaches Verb

(jemandem etwas) neidlos zugestehen, weil man der Meinung ist, dass er es braucht oder es verdient hat

Soweit die Definition laut Wörterbuch.

Doch gibt es so etwas wie „gönnen“ überhaupt noch? Sind wir Menschen noch dazu imstande? Oder ist das bereits im Laufe der Generationen ausgestorben und wenn nicht, wie lange wird es dauern bis es soweit ist?

Täglich werden wir im Leben mit den Erfolgen anderer überhäuft. Vor allem auf Social-Media-Plattformen wie Instagram oder ähnlichen sehen wir nur positive Leistungen, denn niemand postet seine Misserfolge.

Doch die einen Erfolge sind einem egal, die anderen hält man für ungerechtfertigt. Vielleicht, aber auch nur vielleicht sind ein oder zwei Erfolge dabei, bei denen man denkt „Hey, das hat er/sie aber wirklich verdient“. Dieser Gedanke ist noch gar nicht die Herausforderung. Schwierig wird es bei der Sache mit dem „neidlos“, denn irgendwo im Hinterkopf ist immer ein bisschen Neid. Auch wenn man es sich vermutlich nicht eingestehen möchte, so ist das ehrliche Gönnen schon fast unmöglich.

Wahrscheinlich gibt es noch einige wenige Menschen, die selbstlos handeln, die sich für das Wohl anderer einsetzen und die tatsächlich noch gönnen können, aber diese Menschen sind deutlich in der Unterzahl und können meist nicht viel ausrichten, egal wie sehr sie

sich bemühen. Insofern ist die Bezeichnung „schwaches Verb“ sogar doppeldeutig, denn die Gütigen werden in der heutigen Gesellschaft hemmungslos unterdrückt.

Aber lasst uns einmal einige Sekunden träumen. Stellt euch vor, wir leben in einer Welt in der sich tatsächlich und wahrhaftig alle Menschen Erfolge gönnen, ohne Eifersucht, Hass und Demütigung. Eine Welt in der man sich unterstützt und füreinander freut. Wie schön wäre doch eine solche Welt, in der einen die Erfolge der anderen mit Liebe und Wärme erfüllen, ohne dass einen die Eifersucht packt. Ja, eine Welt in der man füreinander einsteht und selbstlos handelt ohne über eigene Verluste nachzudenken. Denn in Wahrheit sind die Liebe und die Dankbarkeit, die man dafür zurückbekommt mehr wert als alles Geld der Welt. Eine solche Welt wäre doch tausendmal schöner, oder?

Also können wir unsere Welt noch ändern
und das Gönnen zurückbringen?

Der Blick zu den Sternen

LARA KARNER

Ich senke meinen Blick und setze mich auf die feuchten Steine des Platzes. Ich frage mich: „Kann ich noch?“ Ich überlege, ob ich das Semester noch zu Ende bringen kann. Plötzlich läutet mein Handy. Es ist meine Nachbarin, sie fragt, ob ich noch herüberkommen kann, sie fürchtet sich alleine im Dunkeln. Die Nachricht holt mich zurück, aus meinen Gedanken, in den ewigen Teufelskreis des Lebens und schon als ich den ersten Schritt ins Haus setze, habe ich alles vergessen, was mir beim Blick in die Sterne klar geworden ist ...

Zuvor:

Es ist Montagnacht und wie fast jeden Abend in den letzten zwei Jahren sitze ich vor dem Bildschirm. Die neue Staffel von „Stranger Things“ ist erschienen und ich bin gerade am Ende der vorletzten Folge. Da wird es um mich herum plötzlich dunkel. Das Licht geht aus und zeitgleich schaltet sich auch der Fernseher ab.

„Verdammt“, murmle ich ins Dunkle und taste mich vorsichtig bis zum Lichtschalter. Ich drücke ihn einmal, zweimal, dreimal, aber es wird nicht heller. Als ich mich in das kleine Wohnzimmer meiner Wohnung Richtung Sicherheitskasten schiebe, stolpere ich fast über die alten Bücher meiner Oma, die sie mir zum Einzug in die Wohnung, vor zwei Jahren, geschenkt hat. Ich suche behutsam nach dem FI-Schalter und lege ihn um. Nichts passiert, auch nicht, als ich den Lichtschalter ein viertes Mal betätige.

Mein Blick schweift durch den Raum zum Fenster. Da sehe ich etwas. Hoch oben am Himmel. Es funkelt so schön. Ohne nachzudenken, verlasse ich über das Treppenhaus meine Wohnung. Ich trete auf den

kleinen, von Hochhäusern umzingelten, Platz vor dem Eingang des Gebäudes. Die Straßenlaternen werfen ein weiches Licht auf den Boden, doch das fällt mir gar nicht auf. Mein Blick ist in den Himmel gerichtet. Über mir befinden sich unzählige Sterne, die ich nur als kleine Punkte auf dem tief schwarzen Nachthimmel sehen kann. Da erinnere ich mich zurück.

Vor zwei Jahren bin ich zum Studieren nach Wien gezogen. Es war schwer eine günstige Wohnung in der Nähe meiner Uni zu finden, aber hier, in einem der viele Stockhäuser rund um den kleinen Platz, habe ich mein neues Zuhause gefunden. Auch wenn ich mich hier nie wirklich zu Hause gefühlt habe. Aber das ist mir nie aufgefallen. Doch jetzt, jetzt wo ich mitten in der Nacht auf dem kleinen Platz vor meiner Wohnanlage stehe und in den Nachthimmel blicke, fällt es mir auf. Mir war auch klar, warum. Als ich noch bei meinen Eltern gelebt habe, sind wir oft abends draußen gewesen, um die Sterne zu beobachten, oder an sonnigen Tagen sind wir wandern gegangen, auf grünen Feldern und Wiesen. Aber seitdem ich hier wohne, ist das anders, morgens stehe ich auf und gehe zur Uni, danach lerne ich zu Hause und abends schaue ich bis in die tiefe Nacht Serien. Da bleibt keine Zeit für Ausflüge in die Natur. Jetzt wo ich hier draußen stehe, wird mir so vieles klar.

ding

Zumindest bis mein Handy zu klingeln beginnt.

Schäfchen

HELENE KRATKY

Schafe von Horden im Grase liegend, schlafend oder ihr Innerstes besiegend.

Schäfchen, oh Schäfchen, ihr braves Getier, steht auf der Wiese in Grasesgier.

Menschen wollen nicht begreifen, dass sie sich versteifen in Emotionen verstrickt, während die Sonne niemals in den Norden blickt. Menschen wie Sand am Meer, verstreut, verweht, verblasen, so leer. Strengen sich an, bis keiner mehr kann, bleiben liegen, warten auf den eisernen Mann. Liegen am Meeresboden, nass, dreckig, aufgebläht, durchweicht, innerlich getränkt, versenkt, in eine Richtung gelenkt, erhängt, in einen Rahmen gezwängt.

Richtung und Rahmen wie Verbündete kreisend, den köstlichen Sud des Lebens verspeisend, wie Geier sich des Verstandes erlabend, thronen sie oben in Lüften in Winden trabend, als Wegbegleiter, Teufelsreiter, saugen aus den Wunden den Eiter, bevor er kommt der grässliche eiserne Mann, der Leben nehmen kann.

Vollgesogen mit Hoffnung, vom Leben entzückt, verstehen nicht, im weiteren Lauf hinuntergedrückt, den Weg beschreitend gebückt, am Boden kriechend erdrückt, suchend die köstliche Frucht im Garten, gefunden, gepflückt. Ein Fehler, Irrtum, Missgeschick. Da ertönen die Klänge, die Eisenflut, brennend die Tore in feuriger Glut, durchlöchert, durchbohrt vom auglosen Blick, legt er nun um den ketternen Strick.

Flehklagen gen Himmel, steht auf, ihr Unschuldslämmer in Todesmanie, steht auf, ihr Sündenverweigerer in verstimmter Philharmonie.

Schäfchen, oh Schäfchen, ihr braves Getier, steht auf der Wiese in Grasesgier. Nicht begreifend, was kommen kann, hört ihr denn nicht

den eisernen Mann. Das Scharren, das Beißen, das Stopfen, das Klopfen, das Reißen, das Starren, Zeitpunkt um Zeitpunkt vergehend, mit Blick in die Einöde spähend, keinen Fehler erkennend, die Zukunft verbrennend.

Schafe mit weißer Wolle, gesponnen von Unschuld Frau Holle. Fragend ihr Augen Himmel schaut, mehr schafft sie nicht, die sich nicht mehr traut. Eingeweidebrennend ihr Inneres ist, eine Frage sie hat, die sie von innen heraus auffrisst. Können wir das Getier, der Mensch und das Schaf, beide in ihrer Herrlichkeit unfehlbar und brav, können wir, sich selbst hier sie meint, können wir sie noch bewahrend retten, bevor er, der eiserne Mann, sie legen kann in Ketten?

Die Antwort allein weiß der eiserne Mann, der Leben nehmen kann.

„Schäfchen, oh Schäfchen, ihr traurigs Getier, fleht nur, es bringt nichts. Ihr gehört nun mir.“

Der Schierlingsbecher

OTTO MARKS

Der silberne Becher liegt der Frau kühl in der Hand. Die Oberfläche des Tranks kräuselt sich.

Die schwarze Romantik fließt durch meine Adern wie geschmolzene Kugeln aus dem Lauf eines Gewehrs. Gib mir zwei Wochen und ich bin jemand anderes. Eine Nacht und ich finde mich wieder.

Sie setzt den Becher ab, faltet ihre zitternden Hände zum Gebet; ihre blassen Knöchel umklammern einander, ersticken einander. An der Wand hängt nichts außer ein kleines hölzernes Kreuz, knapp über dem Riss im kahlen Verputz. Es wackelt, kommt wieder zur Ruhe. Eine Träne fällt von ihrer Wange in den Schierlingsbecher.

Die Soiree hatte schon begonnen, als sie ankam. Die Tore zum Haus standen offen; die Gäste bewegten sich langsam und mit Bedacht durch den Garten, als wären sie unter Wasser. Ihre Körper waren in feine Seiden gehüllt, mit Juwelen behangen.

Keiner beachtete die Frau im schwarzen Kleid. Sie trat ins Haus ein; der Schein der Gaslampen erfasste das silberne Kreuz, das an ihrer Halskette hing.

Nun zuckt sie zusammen, als spürte sie jetzt wieder die Hand auf ihrer Schulter. Sie trägt immer noch das schwarze Kleid. Die Kette nicht mehr.

Ich habe um deinen Faden gebettelt, damit ich mich wieder zusammennähen kann. Nun bluten meine Fingerspitzen.

Seine Berührung war altbekannt und süß wie überreifes Obst. Seine Lippen weich auf ihren in einem entlegenen Raum. Der Wein, den sie

ausschütteten, färbte das Bettlaken dunkelrot, als hätte jemand darauf geblutet. Im Schein einer einzigen Kerze betrachtete die Frau in Schwarz ihr Gegenüber.

Sie sagen, wenn man einsam ist, fällt einem das Sündigen so leicht wie das Atmen. Im tiefen Winter pflanzte ich einen Garten aus schwarzen Blüten; in der Sonne verwelken sie nun. Die Himmelstore gehen auf und sie werden von Engeln zertrampelt.

Seine Frau sah aus wie ein Kind, dessen Haarsträhnen aus einer aufwendigen Frisur entkamen, das Gesicht nun wie von Goldfäden umspinnen. Die Zwei waren ein hübsches Paar. Beide blond und unverletzt. Die Frau in Schwarz beobachtete sie von der Treppe; er wich ihren Blicken aus. Das blonde Mädchen lächelte.

Es ist eine Weile her, seit jemand hinter mir stand. Ich lebe im Spiegelkabinett – überall nur vorgetäuschte Auswege.

Unter Wasser glänzten die Goldfäden nicht mehr; sie wurden stumpf und silbrig im gebrochenen Mondlicht. Das Gesicht der Frau in Schwarz blieb unbewegt, während das Mädchen strampelte. Die Wellen brachten die Seerosen am Rande des Teichs aus der Ruhe; die Frau spürte, wie ihre Knöchel die Kehle verschnürten.

Die Gemahlin verblasste. Die weißen Rüschen ihres Kleids hüllten sie ein; sie sank langsam zum Boden des Teichs. Das Licht auf dem Wasser verschleierte das blasse Bündel Stoff, als es in der Trübe verschwand.

Nun stehe ich vor der Brücke, die ins Nichts führt. Das Dunkle geht mit dem Hellen einher wie die Zärtlichkeit mit der Gewalt. Von wem wird mein Urteil nun gefällt?

Die Frau in Schwarz hebt den Becher. Das Gemisch riecht bitter.

Sie setzt an und zögert.

Trotzdem tat es weh

LARA MERKINGER

Sie war anders als die anderen und das wusste sie auch. Es war die Art wie sie die Welt sah, keine rosa-rote Brille aber auch kein ich hau dir in die Fresse. Sie war es gewohnt, die Blicke auf sich zu ziehen, von allen Seiten durchbohrt zu werden. Trotzdem tat es weh. Sehr sogar.

Mutig war sie, richtig mutig. Stellte sich auf die Füße, wenn andere es nicht taten, verteidigte die, die es nicht konnten und hörte denen zu, die eigentlich gar nicht sprachen. Manchmal aber, da kamen ihr Zweifel. Zweifel an ihrer Kleidung, an ihrem Auftreten, an – ihr. Und das tat weh. Sehr sogar.

Dann aber war sie wütend. Es war ihr, als würde sie etwas erdrücken, etwas das sie nicht begreifen konnte. Ein immer enger werdendes Gefühl in ihrer Brust, das ihr irgendwann die Luft raubt und ihr Herz zersprengt. Und das tat weh. Sehr sogar.

Sie nahm sich fest vor, nicht darauf zu hören. Auf stumm schalten, wenn es wieder passiert. Sie war doch ein eigener Mensch, konnte tun und denken was sie wollte. - Sie würde es einfach nicht verstehen. - Das tat sie auch nicht. Wer hat denn schon das Recht über sie zu bestimmen, über ihren Körper, ihre Gedanken, ihre Seele - niemand. Das dachte sie zumindest. Und als sie aufhörte das zu denken, da tat es weh. Sehr sogar.

Jetzt begriff sie, was alle immer meinten. Sie war ja nur eine Frau, nur eine Frau.

Ein Unwetter

HANNAH OPPOLZER

Im Fernsehen sagt Marcel Hirscher, dass er seine Skikarriere beendet.

In der Küche schneidet Margarete die Erdäpfel, während die Kinder zu ihren Füßen spielen.

Das Studiolicht lässt den Sportler blass aussehen. Der Moderator sitzt ihm gegenüber und stellt Fragen.

Margarete legt die geschnittenen Erdäpfel auf ein Blech und schiebt es in den Ofen. Die Kinder haben Hunger und werden laut.

Im Wohnzimmer sitzt Margaretes Mann auf der Couch, die Beine hochgelegt, die Fernbedienung neben sich auf der Armlehne.

Wieso hören Sie genau jetzt auf? Hat ihre Familie eine große Rolle bei Ihrer Entscheidung gespielt?

Margarete brät den Lachs und sieht nach den Erdäpfeln. Die Kinder helfen ihr dabei und erschrecken vor der heißen Luft, die aus dem Ofen kommt.

Margaretes Mann dreht lauter, weil Kindergeschrei aus der Küche kommt.

Draußen braut sich ein Unwetter zusammen.

Das Leben aus dem Koffer habe ihm nicht mehr gefallen, sagt M.H. Und er will mit seinem Sohn Fußball spielen können, ohne körperlich kaputt zu sein.

Margarete scheucht die Kinder aus der Küche und beginnt, den Salat zu schneiden. Die Kinder sollen den Papa fragen, ob er Paradeiser in den Salat möchte.

Margaretes Mann ist genervt, dass die Kinder genau dann kommen, wenn die Journalisten aus dem Publikum Fragen stellen dürfen. Er sagt, dass er noch nie Paradeiser in den Salat haben wollte.

M.H. ist irritiert von der Frage, ob er jemals wieder in den Skisport zurückkehren wird. Man wird ja auch nicht jünger, antwortet er und lacht. Wie stellen Sie sich das vor?

Margarete schneidet sich in der Küche in den Finger. Sie läuft ins Bad und holt sich ein Pflaster. Die Kinder sagen ihr, dass Papa noch nie Paradeiser in den Salat wollte. Margarete wird wütend und der Finger tut ihr weh.

Inzwischen steht Margaretes Mann vor dem Fenster und betrachtet das aufziehende Gewitter.

Der Himmel ist schwarz.

M.H. verlässt das Studio. Die Journalisten rufen und knipsen.

Margarete hat das Pflaster auf ihren Finger geklebt und eilt in die Küche, damit der Lachs nicht anbrennt. Sie holt die Erdäpfel aus dem Ofen.

Margaretes Mann ruft, wann ist das Essen endlich fertig, und ärgert sich, dass er den Abgang von M.H. verpasst hat.

Draußen zerrt der Wind am Wäscheständer.

Im Fernsehen läuft jetzt Werbung.

Margaretes Finger schmerzt. Die Kinder haben Hunger, ihr Mann ruft irgendetwas. Sie ärgert sich und wird hektisch. Trägt die Schüssel mit den Erdäpfeln aus der Küche.

Margaretes Mann dreht den Fernseher ab.

Draußen entlädt sich der Regen. Ein Donner.

Das kleinere Kind bekommt Angst und läuft zum Papa.

Der Papa schickt es zur Mama.

Margarete kommt aus der Küche, das Kind stürzt sich auf ihre Beine, die Schüssel mit den heißen Erdäpfeln fliegt – und alles verteilt sich auf dem Boden.

Der Regen prasselt auf das Dach.

Marcel Hirscher geht durch den strömenden Regen vom Studio in die vorgefahrene Limousine. Jemand hält ihm einen Schirm über den Kopf. Die Autotür schlägt zu.

Mama, vergiss mein nicht!

MEHMET ÖZDEMİR

Mama, kann ich noch ich selbst sein? Was ist, wenn mein Ich nicht existiert und ich vermeintlich nur das Produkt aus vielen anderen Ichs bin. Ich bin nicht, denn mich gibt es nicht. Heute bin ich mir dessen bewusst, morgen bin ich wieder ein anderer. Am Tag darauf will ich sein, dann vergeht eine Weile und mein anderes Ich will nimmer verweilen und eilt davon. Eine Hand hält mich zurück, während mein ganzer Körper den Drang verspürt zu springen. Meine Hand ist stark, aber hält nicht mehr lange durch. Seine Hand will mich nicht mehr und ihre Hand ist schon längst fort. Mama, ich stürze! Kannst du mich noch festhalten, oder hältst du nur sie und ihn fest? Mama, ist dir wohl bewusst, wen du packen sollst? Strecke deine Hand nach meiner aus, auch wenn jene verschwinden soll. Wenn du sie packst, ergreifst du auch mich und dutzende andere Persönlichkeiten, die mich formen, aber bestimmt wirst du auch einen winzig kleinen Teil von mir fassen, doch ich kann dir nicht versprechen, dass du diesen Splitter meiner Selbst genauso lieben kannst, wie deine Tochter, von der du annimmst, sie in dein Herz geschlossen zu haben. Die Tochter ist fort, der Sohn auch und alle davor leben zwar weiter, aber ich weiß nicht mehr, für wie lange, oder, ob sie jemals wiederkommen werden. Mama, ich bin hier, aber doch so weit entfernt. Ich will deine Wärme nur für mich haben, aber ich bin nie allein, denn, wenn ich, ich bin, bin ich viele andere.

Ich bin nur ein Tropfen der Zeit, denn bald bin ich eine andere oder gar ein anderer. Ich will bleiben, aber man reißt mich fort und das mit so einer Kraft, dass ich mich nicht wehren kann. Sie wollen auch leben. Sie wollen auch deine Liebe spüren, aber Mama, ich will dich um Himmels Willen nicht verlieren! Sie reißen mich hinab, mein Körper gehört ihnen, nur mein Geist bleibt bei dir. Bitte vergiss mich nicht, auch wenn ich nur kurz bei dir sein konnte. Bitte sehne dich nach mir,

wie ich mich nach dir sehne, aber wisse, dass meine Rückkehr ungewiss ist. Sie sind da, sie wollen schon ich sein, aber ich will mich noch.

Mama, gibt es ein Wir zwischen uns? Was sind wir überhaupt, wenn ich nicht ich sein kann? Was befindet sich zwischen unserem Wir, wenn ich sie als auch ihn verkörpere. Ich will ich sein, kein anderer und keine andere, aber mein Ich gehört so vielen. Mein Ich muss anderen gehören. Mein Ich darf ich nicht sein. Mein Ich wird nie ein Wir erleben, weil ihr, die ein Wir erschaffen könnt, kein Wir mit mir wollt. Mama, mir schwindet es, sie kommen alle hoch, meine Dämonen wollen heraus und mich haben, aber bin ich nicht selbst einer von ihnen, wenn ich mich will? Mama, kannst du einen Dämon lieben? Mama, können wir noch wir sein?

Zweinsamkeit

MAXIMILIAN PILS

ich ging um halb sieben und du um halb acht
wir kamen nach Hause erst nach Mitternacht
es fehlte die Nähe, die Liebe, die Lust
ich hab nichts geahnt sag hast du es gewusst

aber

Probleme, die wurden ganz einfach verschwiegen
Höhen und Tiefen blieben links liegen
wir lebten zusammen doch waren allein
ein ich und ein du, denn ein wir sollts nicht sein

wir waren noch jung, verpeilt und naiv
es war die Vernunft, die dann nach mir rief
und sagte, wir seien wohl doch nicht bereit
wir sollten es lassen, wir kämen nicht weit

das Bilderbuchpaar das warn wir noch nie
wir wollten es sein, aber wussten nicht wie
die Liebe verschwand in Asche und Rauch
und sind wir uns ehrlich, wir beide doch auch

ich hab an die große Liebe geglaubt
denn du hast mir Herz und Verstand geraubt
ich wollte uns retten, nein konnte nicht warten
einen letzten Versuch, den wollt ich noch starten

ich konnte die Last nicht noch länger ertragen
wollte nicht schweigen, nein, musste dich fragen

und sprach mit zitternder Stimme dann doch
sei einmal ehrlich, sag können wir noch

ich weiß doch es war nur gekünstelt und dumm
es blieb unerwidert, du nicktest nur stumm
so lag ich nun da und mein Herz war am Beben
und du, du standest nur schweigend daneben

Können wir noch einmal?

LEONIE PREGESBAUER

Ich mag es spazieren zu gehen, vor allem im Herbst. Ich mag die bunten Blätter, die leise zu Boden gleiten, die Paare, die unter Regenschirmen den Weg entlanggehen und die Düfte von Maronis und Bratkartoffeln, die durch die Gassen wehen. Ich mag auch die Kinder, die Kastanien sammeln und am liebsten mag ich es, dich zu besuchen. Ich habe oft keine Zeit für dich, oder auch mich, aber trotz all dem Stress und Sturm und Streit werd ich's trotzdem nie vergessen. Der Arzt meinte, es würde dir bald besser gehen, aber ich muss ganz leise sein, um auch nur ein Flüstern oder ein einzelnes Wort, hier oder dort, von dir zu verstehen. Ich sitze auf der Bank, auf der wir immer saßen und über die Welt nachdachten, während alles um uns herum weiterlief und für uns die Zeit stehen blieb. Und ich frage mich, ob wir das noch einmal machen können. All die Gedanken und das Sorgenfreie und die Leute um uns herum, während wir ganz ruhig den Moment genossen und sie den Nächsten schon längst hinter sich ließen.

Können wir noch einmal gemeinsam spazieren gehen, durch die herbstlichen Gassen? Nicht nur an diesem grauen Ort verweilen? Können wir noch einmal die Geschichten erzählen? Du von dir und ich von mir? Können wir noch einmal die Bücher lesen und Lieder singen, die Kuchen backen und Spiele spielen? Können wir noch ein letztes Mal das Licht gemeinsam sehen, wenn wir zusammen durch die Nacht spazieren gehen?

Dann fing ich doch zu weinen an und ich dachte mir, nein ich sagte es laut: „Können wir alles noch einmal machen?“ Und ich hörte ihr Lachen, roch förmlich ihr Parfum, trotz des grauen Nebelschleiers. Ich sah die Blätter gelb und rot und wünschte es noch einmal ganz fest, doch meine Oma, sie blieb tot.

Morgen

HELENE RAUCH

Mit einem Ruck ziehe ich den Vorhang zu. Ich muss schlafen gehen. Ich kann nicht die ganze Nacht über am Fenster sitzen und hinaus in die stille Dunkelheit starren, wenn es doch in meinem Kopf so laut ist. Langsam stehe ich auf. Meine Finger krallen sich am Schreibtisch fest, um Halt zu finden. Eine Weile stütze ich mich noch auf ihm ab, dann will ich weggehen. Doch meine tastenden Hände finden die Buchstaben, die ich ins Holz geritzt habe. Wann ich sie eingeritzt habe, weiß ich nicht mehr, sie zieren schon ewig das Holz. Mein Zimmer ist dunkel, aber ich brauche meine Augen ohnehin nicht, um die Schrift zu lesen.

Meine Finger fahren das M entlang, dann das O und das R. Beim G schlüpft ein Holzsplitter unter meine Haut. Der stumpfe Schlüssel, mit dem ich die Buchstaben eingraviert habe, gehört zu meiner Zimmertür. Der Splitter tut ein wenig weh, aber ich höre nicht auf, die Linien im Holz entlang zu fahren, weiter über das E, bis ich beim N angelangt bin.

Morgen.

Vorsichtig koste ich das Wort. Es schmeckt verheißungsvoll, und das aufregende Geheimnis, das es verspricht, kribbelt ein wenig auf der Zunge. Es ist ein mächtiges Wort, süß, mit einem zartbitteren Beigeschmack nach Angst vor Enttäuschung.

Ich schalte meine Lampe ein und betrachte die kleine Wunde, die das Holz in meiner Haut hinterlassen hat, eingehend im Lichtkegel. Wenn man die Fingerkuppe zusammendrückt, quillt ein wenig Blut heraus. Fasziniert sehe ich zu, wie der rote Tropfen meine Haut hinunterrinnt. Mit meinen Fingernägeln versuche ich, den Holzschiefer herauszuziehen, doch er steckt zu tief in meinem Fleisch und die Lampe spendet

nicht genug Licht. Bestimmt schalte ich sie ab. Ich sollte schlafen gehen. Doch ich stehe im schwarzen Zimmer und kann mich nicht dazu überreden, ins Bett zu gehen.

Morgen.

Ich halte mich gern an diesem Wort fest. Wenn meine Finger nicht den Schreibtisch unter sich spüren, krallen sich meine Gedanken daran fest. Ob man davon auch Splitter bekommt, weiß ich nicht.

Schnell und leise, fast wie eine Verbrecherin, husche ich ein letztes Mal zum Fenster und hebe den Vorhang ein kleines Stück hoch, gerade so viel, dass ich hindurchblicken kann. Ertappt lasse ich den Stoff wieder fallen, als mich nur die Nacht anstarrt, die inzwischen lauter geworden ist. Diesmal tragen meine Füße mich wirklich ins Bett, so flink, wie sie mich davor zum Fenster gebracht haben.

Manchmal, wenn die Nacht besonders laut ist, frage ich mich, wie lange ein Mensch warten kann. Doch dann sage ich mir, dass ich mir diese Frage nicht stellen muss. Schließlich hat mein Warten morgen ein Ende.

Das Wesentliche

VIKTORIA RAUSCHER

In der heutigen Welt werden wir täglich mit Reizen überflutet. Selbst während ich diesen Text schreibe, höre ich nebenbei Musik. Man könnte es Multitasking nennen. Man könnte aber auch sagen, dass ich es nicht schaffe, mich immer nur auf eine Sache - das Wesentliche - zu konzentrieren. Dieses Problem dürfte viele in meiner mediengeprägten Generation beschäftigen. Egal was man tut, - das Handy liegt immer daneben und lenkt mit Geblinke und Gepiepse davon ab, was man eigentlich tun sollte. Aber können wir eigentlich noch beurteilen, was gerade wirklich wichtig ist und was man eigentlich nicht sofort machen müsste? Können wir in diesem riesigen Urwald von WhatsApp, Instagram und Co. noch das Wesentliche erkennen? Es kann manchmal schwer sein, seine Prioritäten zu ordnen und gewisse Dinge hintenanzustellen. Den meisten erscheint es praktischer, die Pflichten parallel zu erledigen oder sie mit einer erfreulicheren Aufgabe, wie mit Freunden chatten, zu verbinden. Die unangenehmen Verpflichtungen sind schneller erledigt und man kann sich wieder spaßigeren Aktivitäten zuwenden. Nun stelle ich mir folgende Frage: Können wir überhaupt noch zulassen, dass wir immer nur ein Ziel nach dem anderen verfolgen? Fordert die Zukunft nicht mehr von uns? Müssen wir nicht eigentlich mehrere Sachen gleichzeitig machen, um so vielen Anforderungen wie nur möglich gerecht zu werden? Vielleicht ist es an der Zeit, die Frage: „Können wir noch das Wesentliche herausfiltern?“, hinter uns zu lassen und nach einer optimaleren Lösung zu suchen. Einer Lösung, die die Herausforderungen einer modernen Welt berücksichtigt.

Loslassen

VANESSA RIBUL

Wir waren verliebt in das Leben. Waren verliebt in das Leben und in dein Lachen; in die Gefühle, in die Leidenschaft und unser Glück. Wir waren verliebt und das Leben war groß und weit und endlos. Alles schien so endlos und möglich zu sein. Denn zusammen konnten wir es schaffen; konnten alles schaffen. Mit Dir.

Früher war es so, aber heute ist es anders. Damals waren wir frei; frei wie der Wind und frei wie die Vögel, die sich vom Wind tragen ließen. Wir waren weit wie das Meer und endlos in unseren Gedanken, in unserem Glauben. Aber heute ist es nicht mehr so. Heute ist es anders. Heute sind wir anders; sind eingesperrt in unserer Verzweiflung zu fliehen. Wir wollen all dem so sehr entfliehen, dass es uns erdrückt; es hält uns zurück. Und ständig ist da diese Frage, wieso wir nicht einfach versuchen, loszulassen und wieder frei zu sein. Das alte Leben loszulassen und endlich wieder glücklich sein; bei Dir sein. Wieso können wir das nicht, wieso gelingt es uns nicht? Wieso sind da ständig diese Mauern aus Verzweiflung, Trauer und Schmerz? Wieso hat das Schicksal uns diese hohen Mauern erbaut? Wieso? Vielleicht, weil wir Dich immer noch lieben; weil wir Dich immer noch genauso lieben wie früher. Und vielleicht auch, weil wir Dich immer noch zu sehr lieben, um Dich gehen zu lassen.

Wir zusammen und niemals allein; so wie früher, weißt Du noch?

Dennoch sollten wir lernen, endlich loszulassen. Loszulassen und wieder frei zu sein; unsere alten Freunde und die Gedanken an die alte Zeit, die uns jetzt nur noch quälen. Und die alten Eigenschaften, die wir loslassen und vergessen sollten. Einfach alle Bekannten und Verwandten hinter uns lassen. Dich. Wir sollten endlich lernen Dich loszulassen. Loszulassen und neu zu leben; neue Freunde finden und unsere Gedanken mit neuen Erfahrungen, neuen Erlebnissen füllen.

Wir sollten neue Eigenschaften entdecken, die vorher noch nie da waren, aber genau zu uns passen, zu uns gehören. Und wir werden neue Bekannte und Verwandte finden; da bin ich mir sicher.

Alles neu. Alles neu. Alles sollte neu und nicht mehr alt für uns sein.

Loslassen. Endlich loslassen.

Wenn der Wecker klingelt

LUNA ROCHOW

Der Wecker klingelt, wie jeden Tag. Lisa hasst das Geräusch des Weckers, es weckt Frustration in ihr. Sie liegt da und zählt, zählt die Sekunden. Bei 100 hört sie auf und lauscht in die Stille des dämmern den Morgens. Noch ein Atemzug, noch ein Bruchteil einer Sekunde, dann steht sie auf. Sie zieht sich an und frühstückt, dann geht sie zum Bus. Jeden Tag derselbe monotone Rhythmus, der kein Ende zu finden scheint. Im Bus trifft sie ihren besten Freund Moritz. Auch er hasst das Geräusch des Weckers. Moritz ist nie gesprächig, doch heute beschwert er sich nicht einmal über das Klingeln des Weckers. Er wirkt noch müder und noch blasser als sonst. Doch Lisa sagt nichts, sie ist selber müde. Die Busfahrt zieht sich hin, die vorbeifliegende Landschaft ein Einheitsbrei aus Hügeln und Feldern. Lisa zählt mit. 18 Felder und 7 Hügel. Als sie aussteigen und sich verabschieden, schenkt Moritz ihr ein müdes Lächeln. Bis morgen ruft sie, doch er dreht sich wortlos um und geht.

Der Wecker klingelt, wie jeden Tag. Lisa hasst das Geräusch des Weckers, es weckt Frustration in ihr. Sie liegt da und zählt, zählt die Sekunden. Heute fällt ihr das Aufstehen schwerer als sonst. Sie zählt bis 200, bevor sie in die Stille des dämmernden Morgens lauscht. Doch heute ist es laut, ein Hund bellt. Noch ein Atemzug, noch ein Bruchteil einer Sekunde, dann steht sie auf. Sie zieht sich an, doch für Frühstück bleibt heute keine Zeit. Sie rennt zum Bus und freut sich auf Moritz. Doch als sie einsteigt ist sein Platz leer. Lisa stutzt. Sowa ist noch nie passiert, er hätte ihr sicher Bescheid gesagt. Mit einem komischen Gefühl im Bauch setzt sie sich. Die Busfahrt zieht sich hin, die vorbeifliegende Landschaft ein Einheitsbrei aus Hügeln und Feldern. Lisa zählt heute nicht mehr mit, zu erschöpft ist sie.

Der Wecker klingelt, wie jeden Tag. Lisa hasst eigentlich das Geräusch des Weckers, doch heute fühlt sie nichts. Sie liegt da und versucht zu zählen, die Sekunden zu zählen. Heute hat sie keine Kraft auszustehen. Sie versucht bis 100 zu zählen, doch ihr Kopf ist leer, wie mit Watte gefüllt. Sie lauscht in die Stille des dämmernden Morgens, doch heute ist es ohrenbetäubend laut, als würde sie neben einer Baustelle wohnen. Ein Atemzug, ein Bruchteil einer Sekunde vergeht, doch Lisa kann nicht aufstehen. Sie bleibt liegen und verpasst ihren Bus. Heute sind beide Plätze leer. Niemand beschwert sich über das Geräusch des Weckers, niemand zählt die Felder und Hügel und als der Bus stehenbleibt und alle aussteigen, verabschiedet sich keiner. Nicht einmal mit einem müden Lächeln.

Wintertag

JULIA ROSCHINSKY

Der kalte Wind zerzaust meine Haare, als ich durch die verlorenen Gassen dieser Stadt gehe. Neben mir fliegt ein Stapel Zeitungen aus den Händen eines jungen Mannes und verteilt sich auf dem nassen Asphalt, einige finden ihren Weg in die reißende Strömung des angrenzenden Flusses. Der Mann schaut ihnen nur hoffnungslos hinterher, und sammelt schließlich den rettbaren Rest seiner Magazine ein.

Bei einem kleinen Park angekommen bemerke ich, wie karg und farblos die Landschaft im Winter doch aussieht. Die Bäume ohne Blätter gleichen einem einst mit Leben gefüllten, verlassenen Haus und die sonst mit Kindergelächter gefüllten Spielplätze sind unter einer undurchdringlichen Schneedecke begraben. Mein Blick fällt auf eine Schaukel, die vom stetigen Wind hin- und hergeschaukelt wird. Die Sicht lässt mich kurz innehalten und ein Schwall von Melancholie erfüllt mich. Ich sehe glückliche Erinnerungen meiner Kindheit, des Sommers und dem Gefühl der Zufriedenheit vor mir, verdränge sie aber schnell wieder und setze meinen Weg fort.

Schließlich komme ich bei meiner Bushaltestelle an. Der Bus hat, wie jeden Winter, eine Verspätung. Ich bemerke eine Zeitung, die auf der Wartebank liegt und lese die Headline des aufgeschlagenen Artikels: „Können wir noch?“. Irgendetwas an dieser Frage ruft Neugierde in mir hervor, aber bevor ich die Antwort darauf lesen kann, kommt der Bus an.

Die drei Worte bleiben mir im Gedächtnis hängen, auch, als ich mich schließlich im Bus auf meinen Stammplatz setze. Auf was hat sich die Frage wohl bezogen? Kann ich noch? Ich habe keine Antworten auf die Fragen. Ich wünschte, ich hätte die Zeitung mitgenommen.

Als ich aussteige, fällt die erste Schneeflocke von heute vor mir auf den Asphalt, ein Dutzend weitere folgen gleich darauf. Der kalte Wind hat sich beruhigt und Platz für die flauschigen Schneeflocken gemacht. Der winterliche Anblick gleicht dem einer Szene eines Weihnachtsfilms, und löst in mir unerwartet nostalgische Gefühle aus. Meine Stiefel hinterlassen tiefe Abdrücke, meine schwarze Kleidung verfärbt sich langsam weiß und meine zerzausten Haare glänzen in einer neuen, eiskalten Farbe.

Aus einem Wohngebäude stürmen Kinder mit dicker Winterkleidung in die verschneite Landschaft. Mir fallen immer mehr Menschen auf, die kurz stehen bleiben, um sich die mit einer Schneedecke überzogenen Laternen und Hausdächer anzuschauen. Die Gesichter in den Straßen leuchten vor Bewunderung und Fröhlichkeit. Irgendetwas an ihrer Freude steckt mich an und so lasse ich mir etwas mehr Zeit auf meinem Weg nach Hause, um länger in der glücklichen Atmosphäre zu verweilen.

Zuhause angekommen hänge ich meine nasse Kleidung auf die Heizung, dann kommt mir auf einmal wieder die Frage aus der Zeitung in die Gedanken. Ich blicke aus dem Fenster auf die verschneite Landschaft, sehe all die Menschen, die sich über den Neuschnee freuen. Ich lächle kurz und streiche mir eine nasse Haarsträhne aus dem Gesicht. Ich habe meine Antwort auf die Frage gefunden.

Höher, schneller, weiter

LEONA SANDLER

Können wir noch?

Oder sind wir schon außer Atem, erschöpft und ermüdet, energielos und ausgepowert? Wer ist „wir“? Alle Menschen? Oder nur ein Teil? Welcher Teil? Zu welchem Teil gehöre ich? Zu den Reichen und Wohlhabenden? Wer ist reich und wohlhabend? Wer bestimmt das? Wer ist „wir“?

Können wir noch?

Oder sind wir schon am Ziel? Was ist das Ziel? Haben wir ein Ziel? Ist das alles ein Wettbewerb? Gegen wen treten wir an? Gegen uns selbst? Hat das überhaupt einen Sinn? Wem nutzt es, wenn wir den Wettbewerb gegen uns gewinnen? Nutzt es überhaupt irgendwem oder irgendeiner Sache? Nützen die Menschen der Erde, oder können sie sie nur zerstören? Wer fing mit dem Zerstören an? Wann ist die Erde vollkommen zerstört? Morgen? In zwei Jahren, in zehn Jahren? Erlebe ich das noch?

Können wir noch?

Oder geht uns alles noch immer zu langsam? Brauchen wir Geschwindigkeit? Wofür brauchen wir Geschwindigkeit? Was ist der Sinn von Geschwindigkeit? Wollen wir schneller von einem Ort zum anderen? Wollen wir schneller denken? Warum können wir das nicht langsam machen? Raubt es Zeit? Wofür braucht man Zeit? Zum Arbeiten oder zum Anstrengen? Braucht es Zeit, um glücklich oder zufrieden zu sein? Oder erfinden wir mit der Zeit Dinge, die immer schneller sind? Verlieren wir etwas auf dem Weg mit solcher Geschwindigkeit? Verlieren wir den Weg? Verlieren wir ihn komplett oder nur aus den Augen? Wo gehen Dinge hin, wenn wir sie nicht mehr sehen?

Können wir noch?

Oder sind wir schon weit genug? Wie weit sind wir? Hat die Weite ein Ende? Was ist am Ende der Weite? Etwas, das wir brauchen? Oder etwas völlig Nutzloses? War der Weg dorthin dann ebenfalls nutzlos? Sind wir auf der Suche nach irgendetwas Bestimmtem? Würden alle Menschen etwas davon abbekommen, oder nur die Reichen und Wohlhabenden? Nur die, die genug Geld haben? Was ist mit den anderen? Wären die anderen dann glücklich? Wohin gehören wir, zu den Reichen und Wohlhabenden? Wer ist „wir“? Ich und du und noch ein paar andere? Oder alle? Alle Menschen?

Können wir noch?

Oder sind wir hoffnungslos? Worauf hoffen wir? Auf bessere Zeiten? Wer wird sich um die besseren Zeiten kümmern? Die Reichen und Wohlhabenden oder haben die etwas Besseres zu tun? Würde es überhaupt irgendjemand tun? Könnte ich allein es tun? Könnten wir es alle zusammen schaffen? Alle Menschen, jeder einzelne, ob reich und wohlhabend oder arm? Doch was würden wir tun, um die Welt besser zu machen? Sind wir überhaupt in der Lage, irgendetwas zu tun? Wollen wir überhaupt etwas tun? Oder sind wir außer Atem, erschöpft und ermüdet, energielos und ausgepowert?

Ja, können wir denn noch?

Oder beobachten wir nur die Sonne, wie sie über uns hinwegzieht und wieder verschwindet? Wieso bleibt die Sonne bei uns? Wieso bringt die Sonne einen neuen Tag? Warum bringt sie Licht, um schließlich wieder der Dunkelheit Platz zu machen? Fürchten wir die Dunkelheit? Warum fürchten wir sie? Weil sie endlos ist? Oder gibt es etwas hinter der Dunkelheit, das wir erst sehen, wenn es angekommen ist?

Immer da und nicht

BERNADETTE SARMAN

Evas Opa ist tot. Friedlich ist er gegangen, hat die Krankenschwester gesagt. Er hat nicht gelitten und keine Schmerzen gehabt.

Ursprünglich wollte Papa Opa nur besuchen. Papas Stimme klang gefasst durch das Telefon, als er sagte, die Familie solle schnell kommen, es stehe plötzlich schlecht um Opa. Evas Schwester hat geweint, Mama hat auf das Telefon gestarrt, selbst Minuten nachdem sie aufgelegt hatte. Die Zahlen auf der Tastatur gaben weder ihrer Mutter, noch Eva eine Antwort auf die vielen Fragen.

Beim zweiten Krankenhausbesuch wusste Opa nicht mehr, wie Eva hieß. Eva, hat sie gesagt, immer wieder. Ich bin Eva, deine Enkelin. Dabei hat sie gelächelt und die Tränen tapfer weggeblinzelt. Doch dieses Gewicht in ihrer Brust, das konnte sie nicht wegatmen. Opa hat in ihre Richtung geschaut, aber sein Blick ist durch sie hindurchgeglitten. Eva, hat er gekrächtzt. Das Leben. Wie schön. Es hat ihr Angst gemacht, diese Leere in Opas Augen. Eine sternlose Dunkelheit hat Eva angestarrt.

Jetzt war es, als hätte sich diese Dunkelheit auf den Gesichtern der anderen ausgebreitet. Die Wangen von Evas Schwester glitzerten nass, Eva drückte ihren Arm. Zu mehr war sie nicht fähig, Worte hatten keine Kraft, um das zu stemmen, was auf ihrer Brust lag. Das Schweigen wurde allein von den Tönen der Maschinen zerrissen, an denen Opa und sein Leben hing.

Eva lehnte an der Wand, von hier sah sie Opas Profil und den Schatten, den die Neonlampen auf Opas Gesicht zeichneten. Seine eingefallenen Wangenknochen leuchteten grau. Schwach sah sie die Halsschlagader zwischen den Falten pochen. Wie eine kleine Schlange, die ihren Kopf langsam hochhebt und senkt, dachte Eva. Eine kleine Schlange, die ihr

sagte, ob Opa noch lebte oder nicht. Poch, poch, poch. Vielleicht würde die Schlange ihren Kopf schneller heben und senken, wenn sich Eva das fest genug wünschte. Vielleicht würde Opa aufwachen und dann könnte Eva ihm von der Schlange im Hals erzählen. Und vielleicht würde Opa sein zahnloses Lächeln lachen und alles würde gut werden.

Doch die Schlange wurde nicht schneller. Kraftlos schlug ihr Kopf gegen Opas Haut. Poch, poch.

Als es dann soweit war, veränderte sich die Atmosphäre langsam. Der Tod und Opa sind sich nicht begegnet. Als Opa noch da war, als sich seine Brust flach hob und senkte, da war der Tod nicht da. Doch Eva spürte ihn kommen. Es knisterte um sie und plötzlich stand er neben ihr. Da wusste Eva, dass Opa tot war. Sie blickte auf die Schlange in Opas Hals und sah, wie sie das letzte Mal den Kopf hob. Poch. Opa war weg, der Tod war da. Eva hat den Tod gesehen, Opa nicht.

Der Tod bewegte sich elegant. Er setzte sich ans Bett zu Opas Körper, schaute in die Runde, in die grauen, mit Tränen beklebten Gesichter. Der Tod saß einfach dort auf der Bettkante, lange. Irgendwann nahm er Opas Hand, hauchte einen Kuss und verschwand.

Opas Hand war noch warm, als Eva sie das letzte Mal berührte. Noch Stunden später haftete die Wärme auf Evas Fingern.

Das Mädchen am Ende der Welt

ELENA SARTO

Am Ende der Welt roch es nach Vanille. Daran erinnert er sich noch.

Wo das Mädchen saß, kam der karge Asphalt abrupt zu einem Ende. Dort, wo einst eine Brücke die eine mit der anderen Seite verbunden hatte, baumelten jetzt ihre Beine. Es wirkte fast so, als hätten die Unwetter und Naturgewalten nur für sie und aus keinem anderen Grund die Straße in die Knie gezwungen.

„Bin ich hier richtig? Ist das schon das Ende der Welt?“, fragte er.

„Das ist noch ein paar Stunden in diese Richtung.“ Sie schnalzte mit der Zunge. „Aber nahe genug.“ Die Beine in der Luft der Straßenlosigkeit schaukelnd, saßen sie.

„Was machst du schon hier?“ Als er sie so betrachtete, wusste er, wie leicht es sein würde, von ihrem bittersüßen Geruch betrunken zu werden.

„Ich warte.“ Gedanken verloren spielte sie mit einem Feuerzeug. Klick, machte das Metall unter ihrem Daumen. Das Zahnrad erinnerte ihn an das Gebiss eines hungrigen Tieres.

„Was willst du anzünden?“ Reichten ihr die bestehenden Feuer nicht? Kleine, kurzlebige Funken blitzten auf.

„Am liebsten alles.“ Das Lächeln, das sie ihm schenkte, war nicht weniger gefährlich als die schlimmsten Dinge, die er gesehen hatte. „Genug, um selbst zu brennen. Ich will brennen, bis alle Narben von meiner Haut geschmolzen sind wie die Verzierungen von einer Osterkerze.“

Sie hatte in seinem Schweigen vermutlich einen Vorwurf vernommen, denn sie begann sich zu rechtfertigen: „Vielleicht liegt es daran, dass in meinem Herzen dasselbe Feuer tobt, das all diese Menschen dazu

bringt, die Welt zu zerstören.“ Die Flamme auf ihrem Feuerzeug ging an und wieder aus.

„Feuer ist nicht die Lösung.“ Rotes Licht erhellte den Horizont.

„Für Menschen schon. Hast du Müll? Brauchst du Baugrund? Stören dich deine Feinde?“ In ihren Augen spiegelten sich die Flammen immer näherer Ferne.

„Viel zu viele vertrauen darauf, über allem in Sicherheit schweben zu können, während die Welt brennt.“, murmelte er. Ein Kiesel verließ seine Hand und stürzte sich zu Boden. Er war es leid, den Menschen zuzusehen, wie sie alles um sich herum in Brand steckten.

„Ich nicht, denn ich bin zwischen Ruinen aufgewachsen. Zwischen den Überresten der Reiche, die dachten, sie würden für immer bestehen.“ Ihr nachdenklicher Blick lag schwer auf der Ferne.

„Die Menschen werden die Welt verbrennen.“ Ihm war, als könnte er die Flammen auf den Zündschnüren der Bomben schon knistern hören. „Und sie werden die Schuld lediglich bei ihren Streichhölzern suchen.“

„Tod?“ Er hielt inne. Tränen hatten Spuren auf ihren rußigen Wangen gezogen. „Danke, dass du mir Gesellschaft leistest.“ Sie lehnte sich an seine Schulter, suchte Schutz in seiner Beständigkeit.

„Ich bleibe bei dir bis ans Ende der Welt.“

„Das ist aber nicht mehr sonderlich weit, wenn alle so weitermachen. Bald können wir nicht mehr weiter.“

„Aber hier und jetzt können wir noch.“

Vielleicht lag es am vanillebetäubten Zustand seines Geistes, aber er hätte schwören können, dass dort am fernsten Horizont ein paar Feuer wieder ausgingen.

Ausgebrannt

SARA SCHMIEDL

Wir waren wie Feuerwerkskörper immer höher in den Nachthimmel gezischt. Einmal gezündet hielt uns nichts mehr am Boden. Alle Gesetze der Gravitation brechend flitzten wir den Sternen entgegen, wollten welche von ihnen sein. Umpeitscht vom kühlen Flugwind, umhüllt von zäher Schwärze der späten Stunde flogen wir durch die Zeit. Die Unendlichkeit war nicht mehr länger ein unnahbares Wort, es war ein fassbares Etwas, eine Stimmung, die uns alle verschlang. Glücklicherweise machte es uns. Das Fliegen. Das gemeinsame. Das Gefühl, endlich jemanden gefunden zu haben, der genauso wenig für immer am Boden bleiben wollte. Angekommen ganz oben zerbarsten wir in ein Kaleidoskop aus bunten Farben – so verschieden und doch so vollkommen. Grell waren diese Farben, vielleicht zu grell. Einen Augenblick erhellten sie den finsternen Nachthimmel und im nächsten – waren sie verschwunden. Die Dunkelheit hatte uns zurück.

Still war es nun. Nun, da wir wieder am Boden gelandet waren. Ohne unsere grellen Farben. Die hatten wir in den Nachthimmel gemalt und waren dort erloschen. Wir blieben am Boden. Es war niemand da, der uns gezündet hätte, um nochmal durch die Nacht zu fliegen. Alleine waren wir. Alle an unterschiedlichen Stellen am Boden gelandet. Neu war das – das Grausein, das Erloschensein, das Wieder-am-Boden-Sein. Das Einsamsein. Das auf einmal Für-Sich-Selbst-Sein. Das plötzlich Einzigartig-Sein, weil niemand mehr da war, dem man ähnlich sein konnte. Neu war das, neu blieb es noch für lange Zeit. Bis wir das Gefühl des peitschenden Nachtwindes gegen unser Gesicht vergaßen, den Klang des losflitzenden Körpers, und uns nicht einmal mehr auf unsere Farben entsinnen konnten. Irgendwann war das Neugewesene dann das Altseiende und endlose Flüge durch die Nacht gehörten der Vergangenheit an. Wenn wir nun am Boden aneinander vorbeihuschten, erinnerten nur noch unsere abgebrannten Luntenspitzen uns dar-

an, dass wir uns einst gegenseitig Feuer gelegt hatten, um uns Flügel in die Nacht umzuznallen. Zu neu, zu fremd waren wir uns geworden. Hatten unser Uns dort oben bei den Sternen gelassen und waren hier am Boden jetzt nur noch entleerte Feuerwerkskörperhüllen, die nicht mehr fliegen werden. Ein jeder für sich. Erloschen. Ausgebrannt.

Freitag

KATHARINA SCHÖGGL

Es ist Freitag. Die Schreie vibrieren in der kühlen Luft. Sie werden zu Sirenen in meinen Ohren, so unerbittlich, so verzweifelt. Ein Heer aus tausenden Kämpfern marschiert vorbei. Die Trommeln im Rhythmus ihres Herzschlages. Der Asphalt bebt unter den Füßen von Alten, von Jungen, von Gebrechlichen, von Kranken. Sie stemmen ihre Fäuste und Schilder zum Kampf gegen uns empor. Ihre Fahnen wehen in dem Wind, von dem sie sich Veränderung wünschen. Sie werden immer lauter, sie schießen mit ihren Worten auf uns als wären es Granaten, die uns jeden Moment in tausend Stücke zerreißen. Tausende Kämpfer.

Ich muss den Reflex zurückhalten, mich abzuwenden, das Fenster zuzuschlagen und wegzulaufen. Es würde keinen Unterschied machen, ich laufe die ganze Zeit weg von meiner Verantwortung, von meiner Pflicht. Ich kann es nicht mehr hören. Ich kann es nicht mehr sehen. Dank ihnen kann ich mich nicht mehr selbst im Spiegel sehen.

Sie werden solange um meine Festung marschieren, bis ich handle. Aber kann ich überhaupt handeln? Können wir noch handeln? Natürlich kann ich das, können wir das, aber ich bin nicht so stark wie sie, ich bin nicht bereit den Preis dafür zu bezahlen.

Also mache ich das Fenster zu und werde taub, ich wende meinen Blick ab und werde blind. Ich will meine Gedanken, mein Gewissen zum Schweigen bringen, aber ich kann es nicht. Ihre Schreie werden immer lauter und lauter in meinem Kopf, viel lauter als sie es draußen waren. Ich presse meine Hände auf die Ohren, vergeblich. „Wir sind hier und wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut.“ Dieselben Worte immer und immer wieder. „there is no future on a dead planet.“ Ich schließe meine Augen, aber ich sehe nur tausende Gesichter, tausende Augen, in denen ein und derselbe Wunsch liegt.

Dann gehe ich hinaus. Nicht in das Schlachtfeld, sondern in den großen Saal. Verdrängung gehört zu meinem Beruf, ich muss mich auf das Wichtige fokussieren. Es ist Freitag, und um 12:15 beginnt die Sitzung des Nationalrats.

Eudaimonie

NAOMI SEROV

Was kann ich denn, wenn ich nichts mehr kann? Das Können meiner menschlichen Essenz zerbricht unter dem Nicht-Können, dem Nicht-Können einer derartigen Stärke, dass das Können nie zu einem Erkennen werden kann. Das Erkennen zweifelt nie. Es erlebt, bedenkt und bedauert, aber nie erreicht es den wilden Zweifel an seiner Natur, nie fällt es unter seine zerstörerische Kraft, denn wer die Wahrheit kennt - kennt sie für immer. Wer kennt aber unsere Wahrheit und verbirgt sie hinter dem Schleier des Nicht-Könnens? Denn wenn ich nur wüsste, was ich kann, dann würde ich das können. Ich könnte alles, wenn ich wüste, dass ich alles bin. Ich bin es aber nicht.

Vielleicht bist du es. Wahrscheinlich liegt die Welt in dir. Sie wurde mir entzogen, bevor ich sie erkennen konnte. Bevor ich den Spuren meiner Menschlichkeit nachging, hast du mir die Wilderness gezeigt: ihr Schrei steht bis heute in meinem Rachen - so sauer, doch so bitter. Jetzt kann ich nicht mehr gehen: ich schleiche, stolpere und renne, aber nie kann ich den würdigen Rhythmus einer Bewegung nachahmen - das Menschliche ist mir fremd. So ist auch deine Welt.

Zugleich ist mir das Fremde nah. Es verfolgt mein Wesen wie eine Euphorie - so unnatürlich grell blendet es mich von meiner grauen Phantasie, meiner erzwungenen Realität. Wie ich das Erzwungene erkenne, so verliere ich das Nicht-Erzwungene, das mich von meiner Lüge durch eine falsche Wahrheit rettet. Und dennoch falle ich in eine Spaltung der tiefen Überlegung, ob ich im Zwang mein Können, oder im Freien meine Paralyse erleben sollte. Denn ist das Können nicht genug ein Wunder an sich, dass du es nach dem Nutzen hinterfragst bevor die Frage einen Nutzen aufweist? Entnehme deinen Sinn aus meinem Leben, weil meine eigene Ignoranz mir um manches lieber ist.

In einer endlosen Suche nach den zerkleinerten Teilen meines Verstandes habe ich ein Splitter deines Gewissens gefunden, das mein Können von deinen Fragen versteckte. Seine Natur war so ungezwungen, dass das Hinterfragen sicherlich ein unerwünschtes Erkennen auslösen würde - eine Tatsache, die ich uns beiden nie verzeihen könnte. Ich kam zu der bewussten Entscheidung, den Splitter aufzuheben, denn er ist der einzig-wahre Beweis einer Menschlichkeit, die einst bei mir, jetzt bei dir das Wesen steuert. Ich erlaubte mir, die Erinnerung, wie ein Kind, in meinen Armen zu halten und schützte sie von jener Vernunft, die meine Phantasie gebären könnte.

Sooft ich auf der Toilette sitze, denk ich mir

OLIVER SIMANDL

Wenn an dem Sein ein Sinn haftet, wie ihr es meint, warum sollte er dann bloß über die Sinne erzeugt werden. Gesetzt, ich glaube der Erkenntnis dieser Bande an Konstruktivisten, dass die Sinnesorgane Apparate darstellen, welche Stimuli regulieren, aber die Beständigkeit, Stabilität und Gestaltung der Wahrnehmungsqualitäten erst durch das Hirn konstruiert werden, dann sei doch jedes individuelle Bewusstsein der Generator jenes Sinnes, welcher aber nie an-sich unabhängig von jenem gelten kann. Wenn dem Sein nicht der Unsinn oder das Fehlen an Sinn überhaupt elementar als Ursprung gilt, wie sollte die Existenz einer Sinnhaftigkeit am Leben gerechtfertigt werden? Ist es denn nicht so, dass euer Sinn, keine Materie hat; und ihr eigentlich tief im Inneren bloß alle Materialisten seid. Ist das nicht das Axiom der Wissenschaft, die erste Annahme auf jener das Werken, Suchen und Erfinden der modernen Ideen basiert: Jeder Fakt sei auf irgendeine beliebige Art von Materie zurückzuführen. Dann gab es ein paar, die so überzeugt von dem Werkzeug, namens Verstand waren, dass jener die Gesetzmäßigkeiten der Natur korrekt abbilden könne. Doch hier wurde wieder voreilig die Prämisse gesetzt, dass es jene Gesetze der Natur überhaupt gebe. Man könnte doch auch die ganze Wissenschaft auf dem gegensätzlichen Axiom aufbauen, ohne damit ein weniger an Wahrhaftigkeit der Beweislast ein zu büßen, da die Voraussetzung, es existieren Gesetzmäßigkeiten, in keinem tieferen Kanal mündet.

Eure stramme Haltung zur Systematisierung, Ein-Gliederung der Welt in Vernunfttüftelei langweilt mich. Eure Attitüde ist ein stumpfes, stupides So und nicht anders, welches geradezu danach fleht, widerlegt zu werden. Dennoch! Gegen euch objektiven Menschen eine argumentative Schlacht auszufechten, gliche der Idiotie, freiwillig eine

Atemlähmung des Geistes in Kauf zu nehmen. Einlullend, schläfrig machend ist eure Wissenschaftlichkeit, wie eure kleinen verschreibungspflichtigen Kartonagen, welche jedes Übermaß an menschlichen Regungen eindämmen, hemmen, zum Ersticken bringen. Jeder, der nicht in eure materialistische, allzumenschliche Westlichkeit passt, wird mit Hüllworten wie depressiv, wahnsinnig, krank, unmoralisch, oder primitiv verklärt. Ihr habt geschickt, schön subtil, eure Resozialisierungsmechanismen in die Psychiatrie eingewoben, zum Schutze der gesellschaftlichen Ordnung, eigentlich zur Aufrechterhaltung eurer Machtverhältnisse und Verschleierung eurer moralischen Vorurteile. Ihr Heuchler! Anhäufung an Wissen des Wissenswillens? Wohl eher Wille zur Macht!

Ihr fragt euch, wer das sei, der gar so garstig zu euch ist und es wage, eurer Vernunft solch schundige Unterstellungen niederträchtigster Art zu machen? Ich bin der, der euch sekkiert; euch malträtiert, bis ihr nicht mehr anders könnt, als mich ernst zu nehmen; der, der aus Widerstand eurem verführerischen Sirenengesang, namhaft absolute Erkenntnis, widersteht, weil er sich von Circe das Wachs Reflexion in die Ohren stopfen ließ.

Warum?

MARLIES STOKLASSA

„Guckt ihn euch an! Schaut nur, wie er uns anglotzt!“ Mit einer kurzen Handbewegung gab Theo seinen Kumpanen ein Zeichen und sie drückten mein Gesicht wieder in den Schlamm. Ich ignorierte den Drang, nach Luft zu schnappen und versuchte stattdessen, mich hoch zu stemmen. Etwas Schweres fiel auf meinen Rücken und ich hörte meinen ehemals besten Freund rufen: „Mein Gott! Der hat ja überhaupt keine Kraft! So schwach wie der ist, könnte er glatt als Mädchen durchgeh'n! Schon peinlich ...“ Ich schaffte es endlich meinen Kopf anzuheben und spuckte den Schlamm aus, den ich beinahe geschluckt hatte. „Theo! Achtung! Da kommt ein Lehrer in unsere Richtung!“ Plötzlich verschwand das Gewicht von meinem Rücken und ich hörte, wie sich schnelle Schritte entfernten. Ich rappelte mich auf und wischte mir zitternd den Schmutz aus dem Gesicht. Ein Schluchzen entfloß meiner Kehle. Ich zuckte zusammen. Von hinten hatte mich eine Hand gepackt. „Matthias! Was ist passiert? Geht es dir gut?“ Stumm sah ich in das Gesicht meines Lehrers und dann rannte ich. Ich rannte so schnell ich konnte. Meine Füße trugen mich weiter fort. Ohne zu wissen, wo ich mich befand, drückte ich Türen auf, rauschte durch Gänge und ließ alles hinter mir. Mit keuchendem Atem und roten, verheulten Augen rutschte ich an der Wand einer Jungentoilette herunter und vergrub mein Gesicht in meinen Armen. „Wieso nur hasste er mich so? Wieso tat er mir das an?“, hämmerte es in meinem Kopf. „Was habe ich falsch gemacht, dass ich all das hier verdiene?“ Plötzlich packte mich etwas, zog mich hoch und drückte mich gegen die Wand. „Hallo, du Opfer!“ war das einzige, was ich noch hörte, bevor mich der erste Schlag traf. Mein Kopf flog zurück und knallte gegen einen Spiegel. Blut sickerte aus einer Wunde an meinem Kopf und schwarze Punkte tanzten vor meinen Augen. Ich sackte zusammen und kippte zur Seite, wobei ich mit der linken Schläfe gegen ein Waschbecken krachte. Reglos blieb

ich liegen und ließ zu, dass mir immer wieder in den Bauch getreten wurde. Die Schmerzen pulsierten durch meinen Körper, immer stärker und Adrenalin schoss durch meine Glieder. Ich versuchte aufzustehen und fiel wieder hin. Ich konnte einfach nicht... oder doch? Ich verlagerte mein Gewicht und versuchte es noch einmal. Endlich. Mühsam kämpfte ich mich hoch, und dann stand ich. Ich blickte in die eiskalten Augen meines Gegners und dann schnellte meine Faust vor und verpasste Theo einen Kinnhaken, der ihn taumeln ließ. Dann stürzte ich mich auf ihn, brachte ihn zu Fall und endlich, nach Jahren, schrie ich mir die Wut von der Seele „WARUM! TUST! DU! DAS!“ Und plötzlich, ohne Vorwarnung, lagen seine Lippen auf meinen.

Ruhe vor dem Sturm

KATHARINA TEUMANN

Ich stand am Rand einer Klippe. Weit unter mir brachen sich die Wellen. Eine nach der anderen schlugen sie gegen den schroffen Stein. Eine nach der anderen zerbrach. Zerbrach in 1000 Einzelteile und war vergessen. Vergessen binnen Sekunden. Vergessen als hätte sie nie existiert. Die Welt drehte sich weiter als wäre nichts gewesen. Ich verbrachte mehrere Stunden am Rand dieses Felsens. Ich machte weder die Anstalt, mich zu setzen, noch ging ich von dem drohenden Abgrund weg. Mittlerweile wurde es Nacht und am Horizont des Ozeans zog ein Sturm auf. Zu weit weg, um seine Auswirkungen zu spüren und jedoch nahe genug, um ihn zu sehen. Ich stellte mir die Frage, wie etwas so Schreckliches gleichzeitig auch so schön sein konnte. Eigentlich wie das Leben. Wir leben und sterben. Erschaffen und zerstören Dinge. Wir streiten wegen den banalsten Sachen und versöhnen uns mit falschen Vorstellungen. Das geht eine Zeitlang gut. Es geht so lange gut, so lange, bis ein Tropfen zu viel in der Wolke ist. Ein falscher Tropfen verglichen mit einem falschen Wort und schon bricht ein Sturm über uns aus. Nach jedem Sturm kommt doch wieder Sonnenschein und manchmal auch ein Regenbogen. Doch was, wenn nicht? Was wenn dieser Sturm so gewaltig ist, dass er alles mit sich reißt? Praktisch alles dem Erdboden gleich macht. Wo ist dann der Sonnenschein? Wo ist dann der Regenbogen, wenn der Sturm alles zerstört und nur noch Dunkelheit herrscht? Es gibt vielleicht wieder schönere Moment, doch die gleichen eher einem Schatten, eine trübere, düstere Version von dem schönen Tag, welcher sie sein hätten können. Selbst der schönste Tag ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich werde den inneren Sturm meiner Schwester nie verstehen. Ich werde nie verstehen, weshalb und warum sie tat, was sie tat. Ich verstehe nur, wieso sie hier stand. Ich verstehe, warum sie diesen Ort gewählt hatte. Dieser Ort besitzt etwas Magisches und zugleich auch Düsteres. Der Himmel hat sich mittlerweile verdunkelt und der Sturm kommt näher und näher.

Er wird stärker und stärker. Gewinnt immer mehr an Größe. Tief in meinem Inneren spüre ich, dass es bald so weit sein wird. Die Zeiger zeigen kurz vor 22 Uhr. Keine Furcht ist in mir. Kein Zögern. Nur die Gewissheit. Die Gewissheit sie gleich wieder zu sehen. Die ewige Leere hinter mir zu lassen. Das Gefühl frei zu sein. Frei von all der Dunkelheit. Ich nehme Anlauf. Punkt 22 Uhr tanzt der erste Blitz über den Himmel. Genau in diesem Moment erreiche ich das Ende und springe. Als der Donner erschallt, zerschelle ich an den Felsen. Zerbreche in 1000 Einzelteile wie die Wellen es taten. Meine Welt hat aufgehört, sich zu drehen. Mit dem ersten Blitz bin ich in den Schatten gesprungen und mit dem ersten Donner bin ich in ihn übergegangen. Die Erinnerungen an mich beginnen bereits zu verblassen. Ich werde vergessen. Vergessen wie die Wellen. Die Welt dreht sich weiter als wäre nichts passiert. Doch meine Welt, die blieb stehen. Blieb stehen und drehte sich nie wieder.

Die Masken, die wir tragen

CARINA TRAI NT

Aufstehen, Strecken, Anziehen, Maske aufsetzen, aus dem Haus gehen. Aufstehen, Strecken, Anziehen, Maske aufsetzen, aus dem Haus gehen. Jeden Tag dasselbe Spiel. Wie lange können wir noch mitspielen? Wie lange spielen wir noch mit? Bevor es uns egal ist oder wir daran zerbrechen?

Wem zeigen wir unsere wahren Gesichter eigentlich noch? Wir tragen eine Maske, damit wir nicht rausstechen, damit wir unsichtbar bleiben in einer Welt, in der jeder gesehen werden will. Auf Instagram, Facebook, Snapchat und Co. will jeder Aufmerksamkeit haben und bemerkt werden und doch zeigen alle nur bearbeitete und veränderte Bilder von sich. Es darf ja kein Fehler zu sehen sein, keine Falte, kein Fett. Was nicht passt wird passend gemacht. Ob Fotoshop oder Catfishing, es wird alles gezeigt nur nicht das echte Gesicht.

Auch im wahren Leben dürfen keine Makel vorhanden sein. Sage das, was sie hören wollen, ziehe die richtigen Klamotten an, sonst bist du ein Außenseiter, sonst gehörst du nicht dazu. Die Masken im echten Leben sind oft noch präsenter als auf Social Media. Im Internet wissen wir, dass nicht alles real ist, aber in der realen Welt täuschen wir uns manchmal sogar selbst. Wir reden uns ein, dass die Menschen uns nicht akzeptieren würden, wenn man nicht dieses eine ... 1.000,00 Handy besitzt. Sie würden einen nicht in die Gruppe aufnehmen, wenn nicht mitgeraucht wird. Wir versuchen Social Media, mit den Filtern und Photoshop, nachzustellen. Brustvergrößerung, Fettabsaugung. Nichts wird ausgelassen. Wir haben so Angst davor, alleine dazustehen und nirgendwo dazuzugehören, dass uns unser körperliches Wohl egal ist. Die Anerkennung der Anderen ist zu berauschend, als dass wir uns darum kümmern würden.

In einer Welt in der es um Connection, Networking, um weltweite Kommunikation und Freundschaften geht sind wir einsamer denn je. Ja, wir können um ein paar Cent mit Menschen auf der ganzen Welt reden, aber dennoch gehen die Zahlen der Depressionsfälle in die Höhe. Uns fehlen reale Verbindungen mit Menschen, denn je mehr die Erde durch das Internet zusammenwächst, desto mehr driften die Menschen auseinander.

Aufstehen, Strecken, Anziehen, Maske aufsetzen, aus dem Haus gehen. Aufstehen, Strecken, Anziehen, Maske aufsetzen, aus dem Haus gehen. Der endlose Wettkampf um die Anerkennung Fremder verschlingt Jung und Alt. Warum lassen wir das zu?

Warum sie?

STEPHANIE WIMMER

Ich koste jede Stufe aus. Mache ohne jede Hast einen Schritt nach dem anderen. Dabei brauche ich mir doch gar keine Sorgen zu machen. Die Polizisten irren sich, so einfach ist das. Gleich werde ich die Tür aufmachen und ihnen dich zeigen. Als ich vor der Zimmertüre stehe, fällt mir auf, dass das Licht immer noch brennt. Aber das ist nichts Ungewöhnliches. Du schläfst oft unerwartet ein.

„Lassen Sie sich ruhig Zeit“, sagt der Polizist freundlich. Entschlossen greife ich auf die Klinke und drücke sie hinunter. Die Sonne scheint auf den Schreibtisch, den du dich immer weigerst aufzuräumen. Dann fällt mein Blick auf das Bett. Du bist nicht da. Der Polizist tritt hinter mir in das Zimmer. Er macht sich Notizen in seinem kleinen Schreibblock.

„Vielleicht ist sie woanders“, sage ich tonlos. „Vielleicht ist sie nur mal eben raus gegangen.“ Dann fange ich an zu weinen. Es schüttelt mich am ganzen Körper. Heulend lasse ich mich auf den Boden fallen. Ich merke, dass Paul in das Zimmer kommt. Er sagt nichts. „Frau Hansen, ich werde jetzt die Krisenberaterin heraufholen. Es wird alles gut.“

Die Krisenberaterin ist gegangen. Die beiden Polizisten sind gegangen. Nur Paul und ich sind noch da. Ich knie auf dem Boden, unfähig, mich wegzubewegen. Ich sehe mir das unberührte Bett an. Den alten Teppich, den ich schon gekauft hatte, bevor du überhaupt geboren worden warst. Den Kleiderschrank, in den du immer einfach nur die Sachen hineingeworfen hast. Aber das ist unwichtig. Nichts wird je wieder wichtig sein.

In einem plötzlichen Wutanfall schlage ich mich selber, um den Schmerz zu bewältigen, aber er ist unbewältigbar. Paul ist bereits gegangen. Ich kann ihn unten werkeln hören. Der Duft von frischem Kaffee zieht durch den Flur bis in dein Zimmer.

Wie von einer plötzlichen Eingebung getroffen wird mir klar, was ich zu tun habe. Ich schleiche ins Badezimmer, verschließe die Türe und lasse mich vor dem Vorratsschrank auf die Knie fallen. Ich krame eine Whiskeyflasche hinter den Reinigungsmitteln hervor und schlage sie mit voller Wucht gegen das Waschbecken. In der Stille ertönt das zer springende Glas wie ein Bombenschlag. Ich zucke zusammen und weiche zurück, als die Flüssigkeit mich von oben bis unten benässt. Schnelle Schritte ertönen, und jemand hämmert mit voller Wut gegen die Türe. Ich höre und höre doch nicht eine Stimme, die nach mir ruft. Wie in Trance knie ich mich zwischen die Scherben, nehme die nächstbeste in die Hand und schneide mir damit in den Arm. Die Haut gibt langsam nach. Ein rosa Strich bildet sich dort, wo die Klinge gerade eben noch entlangefahren ist. Dann kommen die ersten Blutstropfen heraus, bis sich schließlich kleine Bäche bilden. Ich schließe die Augen und falle auf den Boden, ich falle und falle, bis ich dich endlich wieder sehe. ...

Familienkodex

ANIKA WINKLER

Ich war 11 als ich es das erste Mal bemerkte. Ich hatte eine unausgesprochene Regel gebrochen. „Man steht hinter seiner Familie.“ Wahrscheinlich klingt das für dich selbstverständlich, war es für mich doch auch, glaub mir. Trotzdem sollte ich erst viel später merken was das wirklich bedeutet.

„Ich hasse ihn. Ich wäre besser ohne ihn dran. Er nervt.“ Das waren die Worte, die über mich kamen, wenn er erwähnt wurde. Ich war zu jung, oder vielleicht zu egozentrisch um zu bedenken wie er sich dabei fühlt, wenn ich ihn immer verleumde, betrüge. Ja, es ist normal sich in diesem Alter nicht immer zu mögen, dennoch war mein Verhalten der Auslöser für unser jahrelanges Schweigen. Wenn ich anfang, schnatterten meine Freunde mit, böse Worte über ihn, ungerecht, gemein und abwertend. Ich ließ es zu, stimmte mit ein, lachte und gab ihnen Recht. Bis sich dies eines Tages änderte. Diesmal begann meine Freundin zu reden und ich stimmte ein, so wie sie es bei mir immer tat, und immer getan hatte. Ich werde nie vergessen wie sie mich anschaute. Ihr Blick tötete meine Worte sofort ab und ich verstummte. An ihre genauen Worte erinnere ich mich nicht, doch deren Botschaft war nicht zu überhören. „Sprich nicht so über meine Familie, du hast kein Recht dazu. Er ist mein Bruder, ich darf ihn beschimpfen soviel ich will, aber du machst keinen Witz auf seine Kosten.“ Diese Nachricht schmerzte, denn ich dachte an all die Male wo ich meinen Bruder alleingelassen hatte, ihn in ein Gemetzel aus Worten zur allgemeinen Unterhaltung reingezogen hatte. Das erste Mal erkannte ich meine Fehler und sah was für eine schlechte kleine Schwester ich immer gewesen war. Am Ende ist er doch nur eines, mein Bruder.

Ist diese einfache Regel nicht wundervoll? „Ich kann sagen, was ich will, aber wehe du wagst es meine Familie anzugreifen. Die Personen,

die schon mein ganzes Leben lang an meiner Seite sind und die ich besser kennen sollte als alle anderen.“ Doch ich kannte ihn nie so gut. Er erzählt mir nichts, denn ich war nie auf seiner Seite als es zählte. Es ist zu spät, ihn zu fragen wie er sich fühlt, und zu spät um ihn besser zu kennen als die anderen. Er vertraut sich mir nicht an, und sagt mir nicht, was er denkt. Jetzt wo ich älter bin will ich, dass wir uns kennen und verstehen. Die Frage ist nur, können wir das noch?

Ich hab dich lieb.

Es tut mir leid.



TEXTE

Preis für junge Literatur

GALA FINALE 2019

**DONNERSTAG,
28. 11. 2019 UM 19:00 UHR
KASINO AM SCHWARZENBERGPLATZ**

Mitwirkende:

*Mit Dorothee Hartinger, Markus Meyer,
Petra Morzé, Cornelius Obonya*

Moderation:

Petra Morzé

Inszenierung:

Carolin Pienkos

Leitung:

Christoph Braendle

Musik:

Golden Blue

**Kommt,
kommt!**



TEXTE

Preis für junge Literatur

Vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, ist der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb **TEXTE. Preis für junge Literatur** für Menschen im Alter von 14 bis 19 Jahren auch heuer wieder auf großes Interesse gestossen.

Das Thema 2019 lautete:

Können wir noch?

In Niederösterreich hat der Wettbewerb besonders großen Anklang gefunden: über 40 Arbeiten junger Leute wurden dieses Jahr eingereicht, fünf niederösterreichische Schülerinnen erreichten das Finale. Alle eingereichten Texte aus Niederösterreich können nun in Buchform nachgelesen werden.

Wir wünschen viel Freude bei der Lektüre!

WIR DANKEN:

**KULTUR
NIEDERÖSTERREICH**



 Bundeskanzleramt

www.texte.wien